Bergischer Volkshumor

Otto Schell

Der Volksmund.

Alte und neue Beiträge zur Volksforschung

herausgegeben von

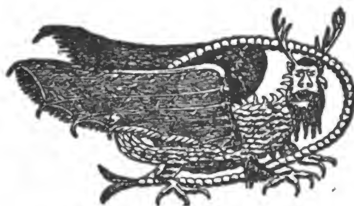
Dr. Friedrich S. Krauss.

Band XII.

Bergischer Volkshumor.

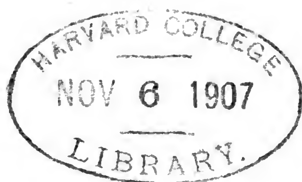
Von

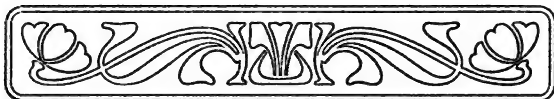
O. Schell.



Leipzig, 1907.

Deutsche Verlagsactiengesellschaft.


HARVARD COLLEGE
NOV 6 1907
LIBRARY.



Vorwort.

Den unzähligen Fazetten eines kunstreich geschliffenen Edelsteins gleicht der Humor, der in allen denkbaren Formen und Arten erscheint, um sich zu einer beachtenswerten Gesamtwirkung, die das ganze Leben eines Volkes und Volksstammes durchweht, zu vereinigen.

Fast jede Gegend des Bergischen ist in der folgenden Sammlung vertreten, ein Zeichen dafür, daß der Humor ein Allgemeingut unseres bergischen Volkes ist.

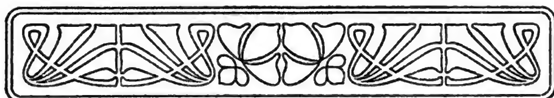
Manches ist nicht originell, sondern Gemeingut weiter Kreise, oft des gesamten deutschen Volkes. Da solche Produkte der deutschen Volksseele aber hierzulande heimisch geworden sind, dienen sie zur Charakterisierung unserer Bevölkerung und haben Beachtung gefunden.

Es ist nur ein kleiner Bruchteil des vorhandenen Materials, das wir bieten, Stichproben gleichsam — weiter nichts.

Im Christmond 1906.

Der Verfasser.

Inhaltverzeichnis.



I.

Der bergische „Donnerkiel".

Nicht selten wird der bergische Mann (nicht zuletzt in den rheinischen Garnisonstädten) als „bergischer Donnerkiel" bezeichnet und charakterisiert, und zwar wegen der ihm allerdings sehr geläufigen Benutzung dieses immerhin etwas verfänglichen Wortes. In Remscheid mit seiner derben Schmiedebevölkerung dürfte die Anwendung dieses — sagen wir einmal Kraftwortes — am allgemeinsten sein, wohl häufiger als in den meisten anderen Gegenden des Bergischen. Wer aber der bergischen Bevölkerung aus der Benutzung dieses Wortes einen Strick drehen wollte, beginge unseres Erachtens doch ein gewisses Unrecht. Der Ausdruck ist eben in unserem Lande so geläufig geworden, daß seine Anwendung in den meisten Fällen ganz arglos erfolgt. Damit soll nun keineswegs dieser Ausdruck und sein leider allzuhäufiger Gebrauch im täglichen Leben entschuldigt werden; die Anwendung des „Donnerkiel" ist eine große Leichtfertigkeit, die in diesem Kraftwort einen angemessenen Ausdruck für derbe, ehrliche Art sucht und findet.

Die vielfache Anwendung dieses Ausdrucks, der allen Lebenslagen gerecht zu werden weiß, seine

ungemeine Modulationfähigkeit berechtigt uns, auch seiner hier Erwähnung zu tun, denn gar oft nimmt er eine echt humoristische Färbung an, wie wir weiter unten sehen werden. Mag der Bewohner des Bergischen in namenloses Erstaunen geraten, oder mag er der größten Erregung Luft schaffen, mag er heiter oder ernst, tieftraurig oder himmelhochjauchzend sein: immer wieder findet sein Gefühlsleben im „Donnerkiel" seinen angemessenen Ausdruck.

Nur zwei Beispiele statt langer Erörterungen, Beispiele, die dem wirklichen Leben entnommen sind.

In einer kleinen Ortschaft bei Kronenberg saß an einem warmen Sommerabend der Lehrer des Ortes hinter einer hohen Hecke in seiner Laube. Da nahte sich ein junges Liebepaar dem verstohlenen Winkel. Der Bursche drückte die Geliebte an sein Herz und stammelte seine heiligsten Gefühle hervor; er bekräftigte sie mit den Worten: „O, du leckere Donnerkiel!"

— — — — — — — — — — —

Einst gingen spät abends zwei Remscheider Schmiede durch einen Wald, der sich einen steilen Berg hinanzog. Sie kamen an einem uneingefriedigten Steinbruch vorbei und trotz aller Vorsicht stürzte der eine hinab und blieb mit zerschmetterten Gliedern liegen.

Als sein Begleiter ihn am nächsten Tage im Krankenhause besuchte und den tötlich Verletzten voll aufrichtigsten Schmerzes in seinem Bette liegen sah, wußte er nichts anderes hervorzubringen, als das vielsagende: „O, du arme Donnerkiel!"

— — — — — — — — — — —

II.

Bergischer Humor in Ortneckereien.

Die wenig rühmenswerten Eigenschaften, welche der Mensch an seiner eigenen werten Person nicht sieht, wohl aber am lieben Nächsten, und welche seine Lästerzunge häufig entfesseln, sind es auch, welche ganze Ortschaften, namentlich kleinere, gegeneinander ausspielen in den sogenannten Ortneckereien, welche nicht selten diesen oder jenen Ort so sehr in Mißkredit gebracht haben, daß man ihn der großen Reihe der deutschen Schilda zuzählen muß. So weit haben sich allerdings nur wenige bergische Orte entwickelt, vor allen Dingen Much, Lieberhausen und Schalken, von denen wir weiter unten berichten werden.

Im wesentlichen beruht alle Ortneckerei auf dem Necktrieb, welcher bereits im Altertum unseres germanischen Volkes nachgewiesen werden kann. So erzählte man bereits vor anderthalbtausend Jahren, daß die Heruler einst auf der Flucht eine große Heldentat ausführten, als sie mit ausgebreiteten Armen in ein blaues Flachsfeld stürzten, indem sie wähnten, es sei Wasser.

Selbst die Namen verschiedener Germanenstämme sind durch solche Neckereien entstanden, denn schwerlich haben sich z. B. die Gepiden (= Gaffer) selbst so genannt, und ebensowenig ist das von den Sueven (= Schläfrigen) anzunehmen. Uns geläufig sind aber noch heute die wenig liebevollen Namen: blinde Hessen, dumme Schwaben, welche ebenfalls ein hohes Alter beanspruchen können.

Die Ortneckereien bleiben nicht immer bei kurzen Namen stehen, sondern schreiten zu mehr

oder weniger behaglich ausgesponnenen Erzählungen, zu Nachbarreimen u. s. w. fort.

Unser bergisches Volk hat auch nach dieser Seite seinen echt germanischen Charakter keineswegs verleugnet. Da zaust und zerrt ein Ort dem andern seine Maske herab, ob mit Recht oder Unrecht, mag dahingestellt bleiben. Die Armseligkeit im Aeußern des Dorfes und am Geist und Witz seiner Bewohner werden da hämisch und boshaft beleuchtet. Streitseligkeit und Uebermut, Schmutz und andere Verkommenheit wird da fein säuberlich aufgetischt und diese Neckerei von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt.

Da ist zunächst das schon erwähnte Lieberhausen, auch heute noch ein ziemlich bescheidenes Kirchdorf in der selig verflossenen Reichsgrafschaft Gimborn-Neustadt. Namentlich wird dort Ackerwirtschaft betrieben. Und so war es auch vordem. Nun haben die Bauern nach dem Sprichwort „Blau und rot ist Bauernmod'" eine besondere Vorliebe für grelle Farben. So war es zu allen Zeiten. So war es auch in Lieberhausen. Und darum hatten die Lieberhäuser ihre Kirche recht grell gemalt, zur besondern Ehre Gottes. Andere Dörfler in der Umgegend hatten es wohl ebenso gemacht, aber die Sache doch nicht so grausam weit getrieben wie die Bewohner von Lieberhausen (z. B. war noch vor wenigen Jahrzehnten die Holzdecke der Kapelle zu Windrath bei Langenberg tief ultramarinblau gestrichen); und darum kamen die Aermsten weit und breit in Verruf mit ihrer bunten Kirche. Trotzdem bedauern die Kunstkritiker, daß diese „herrlichen Malereien" vor etwa 20 Jahren übertüncht worden sind.

Der Geschmack ist eben verschieden.

Lieberhausen war durch seine bunte Kirche einmal in der Nachbarschaft, welche wahre Kunst nicht zu beurteilen vermochte, in Verruf gekommen, und man hing nun auch seinen Bewohnern allerlei Schabernack an, pries sie namentlich in der kostbaren Erzählung vom Hick wegen ihrer Dummheit, bis sie zuletzt gleich den Schatten von Hicks Hämmeln im Rhein ihr Ende fanden (nach der Volkserzählung), um einem andern Menschenstamm das Feld zu räumen. Aber auch dieser hört nicht gern von Hick, welcher für das ganze Kirchdorf zu einem Schimpfnamen geworden ist.

Wolfgang Müller von Königswinter schließt seine poetische Bearbeitung dieses Stoffes mit folgenden Strophen:

„Nichts frommt mehr wie Mutterwitz!"
Spricht Hick zu seiner Frauen,
Und fröhlich nimmt er in Besitz
Das Dorf mit Wies' und Auen. —
So stieg empor der Bauernsohn,
Es ward ein großer Reichsbaron
Der Hick vom Hickengrunde.

Uebrigens hat die Sage vom Hick in einer ihrer besten Partien (wahrsagender Rabe) eine große Aehnlichkeit mit einem ruthenischen Märchen, welches Kaindl (Zeitschrift für Volkskunde IX, 412 ff.) mitteilt. Es kann also von einem rein bergischen Produkt des Volkswitzes nicht die Rede sein. Doch hat dieser Stoff in der Sage vom klugen Hick eine bedeutende Erweiterung und eigenartige Ausgestaltung erfahren, welche als bergisch angesprochen werden darf.

Ein weiteres Schilda unsers Bergischen ist Much, ein freundlicher Ort seitwärts von der Bröl. Auch

hier wird die Dummheit verhöhnt wie in Lieberhausen; man ist aber so unverfroren, den Muchern diese schlankweg ins Gesicht zu behaupten (su dom wi en Mücher Buer), ohne sie so geistreich einzukleiden wie bei Lieberhausen. Auch „Heufresser" werden die Bewohner von Much genannt. Dieser Bezeichnung liegt ein Schwank zugrunde, der allerdings eine heilige Sache profaniert. Einst lebte, so erzählt man, ein Pfarrer in Much, welcher sich seiner großen Gewalt über die Pfarreingesessenen rühmte. Er verstieg sich sogar einst in seinen Behauptungen so weit, daß seine Mucher auf seinen Befehl Heu fressen würden. Am nächsten Weihnachtfeste hatte er Heu unter die Kanzel gelegt, und in seiner Predigt sagte er dann, es sei das Heu, auf dem das Jesuskind in der Krippe zu Bethlehem geruht habe. Wenn sie das essen würden, wäre ihnen der Himmel gewiß. Wirklich fanden sich nach geendigtem Gottesdienst einige Mucher, welche anfingen, das Heu zu verzehren.

Der dritte Ort im Bunde ist Schalken, zwischen Much und Engelskirchen gelegen. Der Ortsname war zu verlockend; man brachte ihn mit dem großen Schalk Till Eulenspiegel in Verbindung. Und so wird erzählt, Till habe mit seinen Eltern und einer Schwester dort gewohnt. Auch Schwänke werden von ihm gemeldet, welche das bekannte Volksbuch nicht enthält, welche aber ganz seinen Geist atmen.

Figuren wie Till Eulenspiegel tauchen auch noch in andern Orten unsers Landes auf, z. B. in Hebborn bei Bergisch-Gladbach, wo Mathias Tobias, genannt der „Lügschohmächer", wacker seine Rolle spielt. Aber kein Geringerer als der

Gottseibeiuns selbst brachte unsern „Mathibes" auf eine gute Lebensbahn.

Manchen Makel hat Bensberg an seinem rückwärts liegenden und etwas rückständig gebliebenen Nachbarort Herkenrath gefunden. Allerdings konnte ein so bäuerisch angehauchtes Dorf wie Herkenrath mit Bensberg, wo des Landes Grafen und Herzöge ihren glänzenden Hof hielten, wo der prachtliebende Kurfürst Johann Wilhelm eins der gewaltigsten Schlösser erbaute, welche auf den Rhein herabsehen, nicht in Wettbewerb treten. Darum der Name „Plump-Herkenrath". Die Herkenrather, so bemerken echt freundnachbarlich die Bensberger, sind plump in ihrem Auftreten. Sie gehen sogar so weit in ihren Unterstellungen, daß sie den Herkenrathern zutrauen, ihre Dummheit durch ihre eigenen Glocken ins Land hinauszuposaunen, denn diese läuten fortwährend: „Naß Land — plump Volk, naß Land — plump Volk!" Der Einwohner von Bensberg jedoch kennt noch heute die höfische Sitte von dazumal, wo ihn die Hirsche im angrenzenden Königsforste fast an den Bettelstab brachten, denn er läßt immer einige Knöpfe an seiner Kleidung offen stehen.

Einst lebte ein Maurermeister in Herkenrath, so wird in Dürscheid hämisch und schadenfroh berichtet, dessen Sohn sich durch seine Plumpheit noch vor den übrigen Bewohnern des Ortes auszeichnete. Vor allen Dingen hatte der Aermste das Unglück, daß seine Unterlippe tief herabhing. Dieser Sohn war einst zur Mittagszeit an einer Mauer damit beschäftigt, einen schweren Stein zu richten. Dabei geriet seine Unterlippe unter denselben, und der arme Mensch stand angemauert, ohne sich rühren

zu können. Bald darnach rief der Alte zum Essen. Als er vom Sohne keine Antwort erhielt, sah er nach, was denn passiert sei. Da bemerkte er, daß die Lippe seines Sohnes eingemauert war. Er befreite ihn nun geschwind aus seiner bösen Lage.

Ob Herkenrath für den ihm zugefügten Spott sich dadurch rächte, daß es einigen Nachbarorten zu entsprechenden Beinamen verhalf, entzieht sich unserer Kenntnis. Möglich ist es immerhin. So trägt Bergisch-Gladbach den Namen „Karten-Gladbach“, weil dort viel Karte gespielt wird, wie schon die Erzählungen vom Lügenschuhmacher (siehe oben) beweisen. Paffrath wird „Sauf-Paffrath“ genannt.

Etwas ausführlicher widmet sich der Volkswitz wieder einem oberbergischen Kirchdorf, nämlich Lindlar. Dasselbe heißt „Bettel-Lindlar“. Als Grund wird berichtet, daß Lindlar früher sehr arm war. Scharenweise zogen darum die dortigen Einwohner bettelnd durch das Land, meist in die gesegneten Gefilde des Rheins hinab. Einst kam eine besonders zahlreiche Schar dieser Lindlarer Bettler nach Monheim am Rhein. Als man sie fragte, ob sie vollzählig erschienen seien, erwiderten sie wehmütig, daß nur der Bürgermeister und der Pfarrer zu Hause geblieben seien, weil sie keine Schuhe hätten. Seit der Zeit führt Lindlar den obigen Beinamen.

Sehen wir uns in der Umgegend von Lindlar etwas weiter um, so findet sich noch eine beachtenswerte Blütenlese mehr oder weniger harmloser Ortneckerei in kurzen, prägnanten Bezeichnungen: Hexen-Olpe, Besen- oder Bettel-Lindlar, Schanzen-Engelskirchen, Lus-Kürten, Schruten-Keppel (= Hochkeppel), Esels-Bechem, Wahn (= Gecken)-

Wipperfeld, Hoffärtiges Tier (ein Kirchdorf bei Wipperfürth heißt Thier bis zur heutigen Stunde).

Eigentümlich charakterisiert werden die 1803 aufgehobenen Klöster der Franziskaner, Kapuziner und Kreuzbrüder zu Düsseldorf. Nach der Aussage älterer Leute ging von ihnen die sprichwörtliche Redensart:

De franzisfanersch Orgel,
Et Kapuziner Messeklöck'ske
Un de Krüzbrödersch Kellerdöhr
Schtond nee schtell.

In gereimter Weise (Nachbarreimen) hat das Volk seinen Witz an einigen weiter stromabwärts gelegenen Orten geübt:

Richrath im Sank,
Erkrath im Lank,
Und Schlickum (Kapelle bei Hochdahl) om Diek,
Dat sind drei Pastorathen,
Denn is gen gliek.

Und ferner:

Lank on Lotum,
Strönk on Strotum,
Heerd und Kaiserswerth
Sind dem Kaiser sin beste Steet,
oder:
Sind die besten Städt',
Die Kurfürst Jan Wellem häd.

Auch spottet man über Heerdt in einem Lokal-Sprichwort: In Heed is Kiß (Kies) on Sand de beste Eed (Erde).

In „Heimatskunde", Zeitschrift für niederrheinische Geschichte und Altertumskunde, Jahrgang 1882, findet sich folgendes Spottlied aus Angermund, und zwar dem Anfange des 19. Jahrhunderts entstammend:

Oho en Angermond!
Angermond eß so felsenfest,

Eß gebout van Gänsemest.
Oho en Angermond!

Wat hant se do vör 'ne Köhster
Es Sonndags eß hä Orgelest,
Es Werkdägs schörgt hä Gänsemest.
Oho en Angermond!

Oho en Angermond!
Wat hant se do vör e Roethuhß dan?
Von sent gen Dühre ar Fenster an.
Oho en Angermond!

Oho en Angermond!
Wat hant se do vör 'ne Bürgermester dan?
Wal dä net lesen noch schrieve kan.
Oho en Angermond!

(Früher wurde in Angermund sehr starke Gänsezucht betrieben.)

Ein weiterer Nachbarreim behandelt einige bergische Orte landeinwärts:

Wermelskerkner Linnewewer;
Ongerste Burger Flockentriewer;
Solingen es ne schöane Stadt;
Cronenberg es auch noch wat;
Elberfeld es en schöanen Flecken;
Lennep leiht sogar em Drecken;
Lütterkuser Käskorb;
Remscheid es en lustig Dorp.

Zu Burscheid kursierte früher folgender Vers:

Heddekoven löstig Dorp,
Räepekoven Schotelekorf,
Kämmescheder Kleiendreß,
Rüezkoven Bluethongk.

Recht boshaft wird Solingen, die alte bergische Klingenstadt, im Volkswitz behandelt. Der Solinger wird als Windbeutel bezeichnet. Woher dieser Wind weht, ist unschwer aus der sprichwörtlichen Redensart zu erkennen, welche man dem Solinger in den Mund legt: Göf meck en Daler Geild, dann go

eck no Elberfeild on mak Wenk. Sehr fein paßt dazu, wenn man der „Solinger Million" nur 1000 Taler gibt. Aber wenn das Sprichwort ein Wahrwort ist, so mag sich Solingen trösten, denn es heißt, daß es nicht die schlechtesten Früchte sind, an welchen die Wespen nagen.

— — — — — — — — — — —

Diese wenigen Mitteilungen, welche sehr vermehrt werden könnten, zeigen, daß jede Gegend unseres Landes auch mit Ortneckereien vertreten ist, allerdings und naturgemäß die abgelegeneren Gegenden reichlicher. Der Humor auch in dieser Form ist eben ein Allgemeingut unseres Volksstammes.

III.

Humor in bergischen Ortnamen.

An Vielseitigkeit und Frische, ja an derber Urwüchsigkeit und Grobheit läßt diese recht zahlreiche Gruppe heimischer Ortbezeichnungen kaum etwas zu wünschen übrig. Witz und Laune, mehr oder weniger feine Verspottung der eigenen und fremden Mängel und Gebrechen treten dabei überall zutage.

Aber es ist nicht immer echter Humor, der sich scheinbar als solcher gibt. Nur einige Belege für die Richtigkeit dieser Behauptung. Unweit der „Grenze" bei Elberfeld liegt ein einzelnes Haus, welches den auf den ersten Blick verfänglichen Namen „am Räuber" trägt. Und doch ist der Ursprung dieses Namens äußerst harmlos. Der Mann, der hier vordem seinen Wigwam gründete, trug den Namen „Räuber", der allerdings

kaum schön genannt werden kann und vielleicht eine Erinnerung an frühere Zeiten wachrufen konnte. Da er und seine liebwerten Nachbarn nicht allzu geistreich waren, um eine passendere Benennung für die neue Niederlassung zu finden, so nannte man sie „am Räuber".

Gar nicht weit ab von dieser Hofstatt liegt ein Haus „am Gebrannten." Auch dieser Name läßt gar keine Nebendeutung zu, wenn wir uns nun erinnern, daß einst hier Wald stand, der einer Ansiedlung weichen mußte. Die Wurzelstöcke verbrannte man nun einfach, um weiterer Arbeit überhoben zu sein. An diese Methode der Besiedelung erinnern viele Namen nah und fern. Kein Humor, wohl aber ein Stück Kulturgeschichte verbirgt sich in solchen Bezeichnungen.

Es konnte nicht fehlen, daß die Wirtshäuser vor allen Dingen den Humor weckten, sei es durch das fröhliche Zusammensein flotter Gesellen und Zechkumpane, von denen einer den anderen gern an Witz und Schlagfertigkeit überbieten möchte, wie auch durch manche tragikomische Situation, welche sich grade in der Schenke abspielt und bald zu einer humordurchtränkten Bezeichnung für den Ort der Lust und vielleicht auch der Qual wurde. So erinnert ein Wirtshaus bei Radevormwald (1811 in einer Urkunde genannt) durch seine Bezeichnung „an der Kaffeekanne" an temperenzartige Bestrebungen. Auf Ispringrade bei Radevormwald besteht noch heute eine Wirtschaft, welche am „schlappen Buedel" im Volksmunde heißt, eine Bezeichnung, welche mit dem „letzten Heller" in Elberfeld, ebenfalls ein Wirtshaus, dasselbe besagen will. Als dritter

im Bunde muß „Habenichts“ bei Dhün aufgeführt werden, wo auch nichts mehr zu haben war. Am nächsten streift hier die ehemalige „Betterkante“ in Elberfeld (heute Wirmhof) heran, denn wenn das Geld alle geworden, war es zweifelohne für eine durstige Seele schwer oder bitter (better), an einer Kante (Ecke), wie dieser, wo ein lockendes Wirtshaus lag, vorbeizukommen. Eine andere Deutung des Namens ist wohl möglich. In ganz anderem Lichte, nicht Trübsal blasend, ist wohl die „Donnerkuhle“ im Wipperfürth und anderswo aufzufassen, Orte, wo der Radau jedenfalls oft eine bedenkliche Höhe erreicht.

Etwas verfänglicher erscheinen Bezeichnungen wie „Mausefalle“ (Elberfeld) und „Rattenfalle“ (Solingen), ebenfalls Wirtshäuser. Man kann aber diesen ominösen Namen eine ganz verschiedene Deutung geben, je nachdem man mehr auf das Äußere des Lokals oder auf dessen innere Anziehungskraft dabei abzielt. Entschieden brenzlicher ist die Geschichte, „im blutigen Knochen“ (Elberfeld) einzukehren. Eine große Anzahl anderer volkstümlicher Wirtshausbenennungen kann hier aus Schicklichkeitgründen nicht angeführt werden, wozu die „fette Laus“ (Elberfeld) und ähnliche Namen natürlich nicht einmal zählen.

Recht oft bot das Äußere des Hauses dem Witz des Volkes Gelegenheit, sich zu betätigen. So war es am „Lappsack“, ehedem am Höchsten in Elberfeld gelegen. Das erste Bauwerk, was hier stand, war ein recht dürftiges Häuschen.

Wahrscheinlich baute es ein junges Paar, das noch dem Grundsatze huldigte:

„Raum ist in der kleinsten Hütte
Für ein glücklich liebend Paar."

Aber bei diesem Paare blieb es nicht lange; die Armut der Leute trug nicht die Schuld daran, daß Kind auf Kind folgte und die Hütte für diesen Segen bald nicht mehr genügte. Von Zeit zu Zeit wurde darum ein Stück hinzugefügt, wie es das Bedürfnis erheischte, notdürftig aus Brettern und Teerpappe hergestellt. So ähnelte das Ganze bald einem allerseits geflickten und gelappten Sack und brachte in echt humoristischer Weise den köstlichen Namen, getränkt von echtem Volkwitz, zustande. Der „Lappsack" ist längst verschwunden; vielleicht sind noch einige der Lappsäcker Eingesessenen vorhanden, hoffentlich aber in bessere Heimstätten übergesiedelt.

Am unteren Teil der Zimmerstraße zu Elberfeld lag noch vor wenigen Jahren in einem Garten ein kleines Rundtürmchen mit einem einfachen Kegeldach. Es hatte lange Jahre als Gartenhäuschen gedient, wie sich auf Grund einer alten Darstellung nachweisen läßt. Das ganz repräsentable Bauwerk trug im Volksmunde den Namen „Tippe-Tappe-Tuppe-Türmchen" (oft auch etwas verkürzt), ein Wort, in dem das Volk seiner Neigung zur Alliteration die Zügel schießen ließ. Sprachlich verwandt ist damit „aufm Tiptop" bei Hückeswagen, unseres Erachtens zugleich ein Beweis dafür, daß dieses Schlagwort der Gegenwart zu lange vorenthalten und im Bergischen geprägt worden ist. Ein „Klimop" liegt bei Radevormwald. Es dürfte damit eine

ähnliche Bewandtnis haben wie mit dem „kotten Orem" (kurzer Atem). Derselbe liegt bei Uellendahl, unweit Elberfeld, am Abhang des steilen Westerberges. Wer dort hinankraxelt und nicht mehr ganz kapitelfest unterm „Boschtlappen" (Lunge) ist, der verliert wohl den Atem.

Ein Haus oberhalb des Dorrenberges bei Elberfeld, auf einer steilen Höhe vor mehreren Jahrzehnten von einem damaligen Nachtwächter (alias Pannasch) erbaut, wurde sofort ganz treffend mit dem Namen „Pannaschhöhe" belegt und ist als solche noch in der ganzen Umgegend bekannt.

An der Johannisstraße in Elberfeld lag noch 1822 die „Windfoche", ein bezeichnender Name, der keiner Deutung bedarf. Wieder in anderer Weise äußerte sich die Volksstimmung über eine andere auf luftiger Anhöhe liegende Ansiedelung, heute „am Anschlag" genannt, oberhalb des Brettchens bei Elberfeld gelegen. Vordem fand man den Versuch, sich dort niederzulassen, so ungeheuerlich, daß man den Ort einfach „tollen Anschlag" nannte, womit über den Geisteszustand des kühnen Ansiedlers kurz und bündig der Stab gebrochen war. Wie schon angedeutet, hat sich die Meinung über dieses Vorgehen später bedeutend gemildert.

Mehr das Bauwerk selbst kommt in Betracht, wenn ein Haus „an der Schockel" (Kohlstraße bei Elberfeld) benamst wird, wahrscheinlich, weil es vom starken Winde in gelinde Schwankungen versetzt zu werden pflegte, was den Bewohnern vielleicht die nötigen gymnastischen Bewegungen, welche vordem bekanntlich von unserer Landbevölkerung gründlich vernachlässigt wurden, ersetzte.

Eine ähnliche Bewandtnis mag es mit „in der Mange“ bei Elberfeld gehabt haben.

Unfern von der Schockel liegt die „Duckmaus“, wobei man an eine sehr niedrige Hütte denken darf, welche vor dem Eintritt gemahnte:

Ducke Dich wie eine Maus,
Sonst kommst Du nicht in dieses Haus.

Wenigstens scheint uns diese Deutung ganz natürlich, namentlich wenn wir noch daran erinnern, daß es bei der Tönnisheide ein Haus gibt, das zum „Kruploch“ heißt.

An gewisse Kleidungstücke erinnern folgende Namen: In der Boxe (heutige Kasinostraße zu Elberfeld); es ist aber auch möglich, daß diese Bezeichnung von einer alten, hier ansässigen Familie „zur Hose“ (im Dialekt heißt das wichtige, gleichnamige Kleidungstück bekanntlich „Boxe“) herrührt; dann gibt es eine „Stroppmötsch“ und eine „polnische Mütze“ in der Gegend von Haan.

Anders geartet ist die „Butterwelle“ bei Heiligenhaus. Mutmaßlich hat hier einst ein langgezogener Erdhügel gelegen, der mit einer Butterwelle Ähnlichkeit haben mochte, wenn man die nötige Phantasie besaß, welche z. B. ebenfalls nötig ist, um in dem starren Lurleyfelsen am Rhein das Profil Napoleons I. herauszufinden.

Ein fester Bursche, ein Mann, der seinen Mann steht, kurzweg ein „Kerl“ tritt vor uns im Geist, wenn wir hören, daß ein Haus bei Gummersbach „am Kerl“ heißt. Es ist nur schade, daß wir nicht wissen, ob der Kerl in seinen oder seiner Mitmenschen Augen „ein Kerl“ war, resp. eben ein braver Kerl war, denn es gab herzhafte aber böse Kerle grade in dieser

Gegend anno dazumal recht viel, wie die Chronik erzählt.

Einer harmlosen Deutung fähig sind die Ortnamen „auf dem Saustük“, „auf dem Hundstück“ bei Siegburg. Wem solche nicht genügt, mag sich eine beliebige andere suchen.

Ohne Zweifel verraten eine witzige, humoristische Ader aber wieder Bezeichnungen wie „auf dem Schnabel“ (Radevormwald) und „auf dem Steinchen“, ferner „auf der bloßen Kante“ bei Lindlar. Namentlich letztere Bezeichnung reizt unwillkürlich zu tiefsinnigen Spekulationen. Hierher gehört auch „aufm Schlitz (bei Odental). Eine „Drüpnase“ (Tropfnase) gibt es bei Mintard, wohl weil der Erbauer oder ein späterer Inhaber des Hauses nicht soweit in der Kultur fortgeschritten war, um ein Taschentuch auf seinen Irrfahrten durch dieses Jammertal immer und ständig mit sich zu führen. Dagegen dürfte der Erbauer der „Trecknase“ bei Lennep mit einem ordentlichen Gesichtgiebel, der unwillkürlich zum ziehen und zerren reizte, begabt gewesen sein.

Die Mühsal des ländlichen Berufs spricht sich in Namen wie „auf dem kantigen Stück“ (Remscheid), „Hungerstück“ (bei Odental) und in vielen ähnlichen Namen aus. Damit verwandt sind folgende Bezeichnungen: „Vor der Hölle“ (Gummersbach), „in der Hölle“ (Lennep); die bekannte Ortschaft dieses Namens bei Elberfeld soll dem Erbauer „Hülle“, später böswillig in „Hölle“ verwandelt, den schönen Namen verdanken; „beim Düwel in der Höllen“ (Hückeswagen). Sie dokumentieren wahren Galgenhumor, der vor dem Gottseibeiuns selbst nicht verzagt, und die

Flinte ins Korn wirft, sondern getrost den Kampf aufnimmt mit allen Widerwärtigkeiten dieses Lebens. Solchem redlichen Streben in diesem „Jammertal“ (Lennep) wird der „Himmel“ (Lindlar) wohl nicht versagt werden, hoffentlich aber noch ein besserer wie der bei Lindlar, denn Lindlar war ehedem bis ins Rheintal hinab ob seiner Armut so verschrieen, daß der Ort „Bettel-Lindlar“ genannt wurde. Damit berühren wir aber das Gebiet der Ortneckereien, worüber wir uns an anderer Stelle unterhalten haben.

Recht musikalisch scheint man vordem in Hilden gewesen zu sein. Da gab es eine Trompete, ein Waldhorn, eine Klarinette und ein Haus, das an den sieben Flöten getauft war, weil dort eine Witwe mit 6 Töchtern hauste, welche zu sieben die Violine spielten, aber nicht „kittelrein“ waren. Zur Ausübung der Musik ist vielfach die Luft unentbehrlich; darum lag auch ein Haus dort, das auf der Luft hieß. Auch in anderer Weise hat man in Hilden dem Humor in den Ortbezeichnungen die Zügel schießen lassen, denn dort gibt es eine Wadbroh (-Wade), ein Kniehaus, einen Dörpel (Trittstein vor der Tür), eine große und kleine Hacke, eine Krabbenburg (wohl nicht nach der tierischen Krabbe, sondern nach der menschlichen benamset), eine Heckenheide, ein Klophaus (man vergl. unten Kloppwams), einen Knappsack und ein Haus am Stütgen (kleines Brot).

Ganz besonders reich an scherzhaften Lokalnamen ist Elberfeld und seine Umgebung, was auch Dr. Mieck im 2. Bande der Beiträge zur Geschichte des Niederrheins unumwunden zugibt.

Was diesen humoristischen Zug unserer Bevölkerung in etwas erklären könnte, ist vielleicht die Tatsache, daß gerade diese Gegend in früheren Jahrhunderten besonders schwer von Kriegerhorden und Räuberbanden, von verderblichen Naturereignissen und anderen Unglücksfällen zu leiden hatte, dank der zähen Natur ihrer Bewohner aber immer wieder mit frischem Mut, und launigem Humor, der oft dem Lächeln unter Tränen gleicht, daran ging, ein neues Lebenswerk des Einzelnen und ganzer Genossenschaften zu betreiben. Aus solchen Zeitlagen ist vielfach der echte Volkshumor und Volksscherz, der sich in zahllosen bezüglichen Namenbildungen versuchte, geboren worden, denn die alte, triftige Deutung: „Scherz beim Schmerz, das gibt Humor" ist vielleicht auch heute noch die kürzeste, bündigste und beste.

Eine ganze Anzahl, der auf steilen Anhöhen im Weichbilde der Stadt Elberfeld liegenden Häuser scheint schon recht früh zu einem Vergleich mit der ehemaligen altergrauen Talburg im Mittelpunkte unserer Stadt herausgefordert zu haben, ohne im Namen den kürzeren zu ziehen. Das Ergebnis dieses Vergleichs waren Bezeichnungen wie Preßburg, Rattenburg, Kappesburg, Wanzenburg und Ziegenburg, von denen die drei ersteren längst den Weg alles Irdischen gegangen sind, während uns die beiden letzteren noch heute (wer weiß, wie lange?) mit ihrem keineswegs bezaubernden Anblick erfreuen. Die „Burg" aber spukt auch noch in unsern Tagen in den Köpfen unserer etwas romantisch angehauchten Bevölkerung, denn sonst wären einige bekannte Namen wohl nicht entstanden. Erwähnt sei nur

die Käseburg am Islandufer, wo allerdings ein merkwürdiger Zufall dem Volkswitz entgegenkam (Holländer, Schweizer, Mainzer).

Von der Burg zum Hof ist nur ein geringer Abstand. Es sei an den Prinzenhof auf unserer wunderschönen Gate erinnert, welcher keineswegs aus einem alten Bauernhofe hervorgegangen ist, also hier ganz und gar am Platze ist.

— — — — — — — — — — —

Ist auch heute der Beutel einmal knapp und leer, so hängen wir das nicht gleich an die große Glocke und benamsen unser Heim zum wenigsten nicht danach. Wir preisen diesen wenig beneidenswerten Zustand höchstens im fidelen Bierkantus, welchem graue Aschermittwochstimmung zu folgen pflegt. Anders dachten und handelten unsere Vorfahren. Sie waren ehrlicher als wir und schufen Namen wie am letzten Heller, am Knappsack. Beim „Knappsack" liegt aber auch die Möglichkeit der Annahme eines räuberischen Überfalls so nahe wie der Knüppel beim Hunde, denn eine „Fegtesche", d. i. fege die Tasche oder raube und plündere nach Herzenslust, ist ebenfalls nicht weit von hier gelegen. Noch eindringlicher warnte vor solchem losen Gelichter, das mit solchen bösen Dingen sich abgab, die nun verschwundene Schnorröm, einst oberhalb des Osterbaumes gelegen, welcher Ort durch seinen Namen zur schleunigen Umkehr aufforderte, wohl aus dem Grunde, weil sich dort Diebgesindel umhertrieb. Zuckmantel bei Ohligs ruft uns dieselbe Warnung zu, nur noch eindringlicher, denn dieser Name besagt, den Mantel wird man zucken oder herunterzerren; es ist also ein Ort gemeint, wo derlei nichtswürdige

Experimente mit harmlosen Wanderen vorgenommen wurden. Die Ehrlichkeit war auch scheinbar eine unbekannte Tugend an den sieben Spitzbuben und vier Hallunken in Elberfeld. Böse Zeiten und böse Örtlichkeiten verraten auch noch folgende Namen: Grove Issel (am Ostersbaum), Dreckloch, am Trübsal, Jammertal (bei Solingen), am Elend, im Elendstal, am Kratzkopf, am Gitznuekel, am blanken Bollen und gar zum Schluß das Kloppwams, wo man sich nicht mit Rauben und Stehlen begnügte, sondern obendrein dem armen Teufel die Jacke voll haut.

In andern Namen leben Mut und Hoffnung unserer Vorfahren wieder auf, z. B. in der Hoffnung, in der Heiterkeit.

Noch lebhafter und freudiger wird unser Herz in der jetzigen Zeit der Fleischnot gestimmt, wenn wir von einer Bratwurst hören, namentlich auch deshalb, weil eine Rostert, auf der die begehrte Wurst in den appetitlichsten Zustand versetzt wird, unmittelbar benachbart ist. Daß aber bei einer Butterklot auch Bauernwellmuth vorkommt, kann keineswegs unser Staunen hervorrufen. In den derben Humor früherer Zeiten führen uns Namen wie: Ferkeshaus, in der Sau, Sültekopp.

Auch die verschiedenen Invasionen früherer Zeit haben ihre Spuren in den Ortbezeichnungen unserer Gegend hinterlassen, denn da gibt es Kommandeurs und selbstverständlich auch Champagner.

Biblischen Einfluß verraten Benennungen wie Adam und Eva im Paradiese, ehedem eine Wirtschaft an der Kirchstraße zu Elberfeld und das

Paradies mit der Eva, der einstige Hauser'sche, nun Neuburg'sche Garten an der Kasinostraße.

Ein gesunder Volkshumor spricht auch aus der Elberfelder Bezeichnung Hippe für Ludwigstraße. Es wird erzählt, dort habe einst eine Wirtschaft existiert, welche sich zum weißen, schwarzen oder braunen Roß nannte. Um den Leuten, welche nicht einmal lesen konnten, die Situation klar zu machen, hatte der spekulative Wirt ein Roß auf sein Wirtshausschild malen lassen. Dem Künstler war es nun ergangen, wie einem der gefeiertsten Künstler der Gegenwart: er konnte kein Roß malen, selbst nicht einmal ein Rößli. Das Produkt seines Könnens sah vielmehr einer Ziege, hierzulande Hippe genannt, verzweifelt ähnlich. Da dauerte es nicht lange, so nannte man nach diesem Tiere das berühmte Wirtshaus und später die ganze Straße.

So erzählt die Lokaltradition. Ich möchte fast vermuten, daß die Sache noch anders lag. Der Wirt war gewiß ein Schalk; er ließ absichtlich eine Ziege oder Hippe malen und lachte sich nachher über seinen gelungenen Streich, der ihm viel Zuspruch brachte, ins Fäustchen. Wer aber zuletzt lacht, der lacht am besten, heißt's im Sprichwort.

Auch in der neuesten Zeit ist der bildnerische Sinn unserer Bevölkerung in der humorvollen Benamsung gewisser Oertlichkeiten noch nicht geschwunden. Es sei nur erinnert an den kleinen Vatikan in Elberfeld, dem selbst die Sakristei nicht fehlt, an die Buckpingsecke, an die Gutehoffnungshütte an der Vogelsangstraße (alias Hebammenanstalt), an die Mutter mit den acht Kindern, welche hoch vom Dachfirst der Gesellschaft Verein herabschaut, an Dallesdorf und

Nörgelsdorf, unsern beiden jüngsten Villenkolonien, und endlich an den Elefant (Haltestelle Zoologischer Garten). Da wird das im „Bendahl" liegende Gefängnis zum „Schloß" oder zur „Villa" Bendahl. Wer will es da einem verehrlichen Stadtrate verargen, wenn er uns eine Jakobstreppe alias Himmelsleiter bescheert, die uns wenigstens bei dem mühsamen Ersteigen einige Zeit, wenn auch nur ganz kurze Zeit, den Lasten eines geplagten Bürgers entrückt, freilich ohne uns in den Himmel zu bringen.

IV.

Eine kleine Blütenlese älterer Hausnamen in Düsseldorf.

In früherer Zeit war das menschliche Leben weit mehr von Poesie durchsetzt als heute. Alles ist eben nüchterner, realistischer geworden. Das beweisen unter anderen die Häusernamen, welche einst dazu dienten, die einzelnen Heimstätten fein säuberlich voneinander zu unterscheiden, was heutzutage in der denkbar einfachsten Weise durch Zahlen geschieht, welche die wohllöbliche Ortpolizei anbringt, ohne daß der Hausbesitzer nur um seine Meinung gefragt würde. Allerdings würde es auch heute, wo die Benennung der Straßen den Stadtvätern schon oft genug Kopfschmerzen verursacht, ganz unmöglich sein, für alle Häuser eigene Namen zu erfinden. Aber darum war es doch schön damals, als jeder sein Haus benamste und dadurch seinen Gefühlen, seinem Witz und seiner Laune Rechnung trug. Nicht zuletzt zeigt sich der kernige Humor

unserer Altvorderen in diesen Namen, die allerdings nicht selten durch Episoden, Ereignisse ernsten und heitern Charakters etc. bewirkt wurden. Was auf dem Lande durch Hausspruch und Inschrift ausgedrückt wurde, namentlich in den Gegenden, wo der Fachwerkbau maßgebend war, mußte in knappster Form in der Stadt vor allen Dingen da, wo der Massivbau vorherrschte, durch einen kurzen Hausnamen ersetzt werden. So war es in Düsseldorf. Aber diesen Namen sitzt der lose Schelm im Nacken, der schmerzdurchhauchte Humor, der kecke Uebermut und die frohe Laune. Daneben weht der freie Ton des Rheintals im engsten Sinne uns hier an, in etwa der kölnische Humor, der mit seiner Eigenart so besticht. Das alles werden einige Proben beweisen.[1])

Kein Lebensgebiet, kein Wissenszweig wird verschont; aus allem wird Kapital geschlagen.

Da gab es eine „Arche Noahs" in der Martensgasse, gewiß eine Anspielung auf die Größe des betreffenden Baues. „Im Banne der Diana" wohnte, hoffentlich ohne die Jagdgelüste der griechischen Göttin, ein biederer Bürger an der Ratingerstraße. Mehr moderne Poesie dokumentieren die Bezeichnungen „im Mühlenwäldchen" und „zum Blumenkörbchen" an der Bergerstraße. Etwas Blasphemie wittert man in der Bezeichnung eines Hauses in der Hafenstraße Nr. 39, 1769 nämlich „zum hölzernen Geist" genannt, während eine gewisse Armseligkeit in dem Hause „zu den drei

[1]) Wir folgen ausschließlich dem Werk von H. Ferber, historische Wanderungen durch die alte Stadt Düsseldorf, der in seiner fleißigen Sammlung eine Fundgrube für die Kunde des Volkes wie der geschichtlichen Vergangenheit bietet.

Häringen“ an der Rheinstraße zu finden sein dürfte. Ein anderer Bewohner der Ratingerstraße fühlte sich auf dem armseligen Planeten doch so zufrieden, daß er sein Haus „zum Himmel“ benannte, während sein Nachbar sich bescheiden mit dem begnügte, was zwischen Himmel und Erde sich findet und sein Heim „zur Luft“ nannte.

Vor allen Dingen mußte das Tierreich herhalten. Da gab es Hirsche, Bären, Kamele, Elefanten, Falken, Adler 2c., oft in den verschiedensten Abarten, welche selbst dem großen Brehm als unbekannte Spezialitäten erschienen wären.

Mit dem Pflanzenreich stand es nicht anders; was der Boden der Heimat hervorbrachte, und noch viel mehr, fand Verwendung. Aber auch die Flora der Tropen wurde herangezogen, so daß das Studium der Botanik für die „Radschläger“ und ihre weiblichen Kameraden ein wahres Gaudium gewesen sein muß, so recht nach dem Herzen der großen Anschauungapostel wie Comenius und Pestalozzi.

Daneben gab es Kreuze aller Art, ein weißes, ein rotes, ein goldnes und gar ein eisernes (letzteres schon lange vor der Einsetzung des eisernen Kreuzes im Befreiungkriege von 1813, nämlich im Jahre 1632). Mit Gold machte man sich gern zu schaffen, je seltener es solches bei den guten Philistern von dazumal geben mochte; so gab es beispielweise einen goldnen Knopf, und gar einen goldnen Krautstein, letzteren wohl als erträumten Ersatz für den Stein, der in der Einmachetonne aus gemeiner Grauwacke oder sonstigem wenig goldgleißendem Mineral zu liegen pflegt.

Das Unmöglichste wurde in den Hausnamen versucht, z. B. in der Bezeichnung „zu den drei weißen

Kreuzern" (Wallstraße), während doch männiglich schon aus dem Sprichwort bekannt zu sein pflegt, daß die Kreuzer rot erschimmern.

Ein feiner Spott liegt wohl in der Bezeichnung „Krippchen", welche schwerlich vom Eigentümer selbst erfunden wurde. Die böse Zunge neidischer Nachbaren wird den Namen gegeben haben; und da galt, was von den Spitznamen der Menschen gemeinsam gilt, wenn sie gut sind: sie verlieren sich nicht.

Welcher Humor liegt aber in einer kleinen Auswahl von Namen an der Ratingerstraße: Im roten Laken, im blauen Schaf, zum blauen Schaf, zur goldnen Schier, zum grünen Walde ꝛc.

Ohne viel Kopfzerbrechen kann man sich auf folgende Häusernamen schon einen passenden Vers machen: Zu den drei Landsknechten, zu den zwei Turteltauben (gewiß nach einem recht verliebten Menschenpärchen getauft), in den hebräischen Lettern, an der Totenlade, zu den drei japanischen Märtyrern. Das ist des Lebens Lust und des Lebens Leid vereinigt auf knappem Raum; ihm ist Ausdruck gegeben im Namen. Ein rechter Schalk tritt vor uns hin, wenn er sein Haus „zum gekrönten Nußbaum" tauft, oder „zum Schatten, zum goldnen Schelfisch, zum neuen Schelfisch, Sonnenaufgang, Spatzengarten, zum weißen Stiefel, zum kaiserlichen Stiefel, zum großen Stockfisch" usw.

Natürlich mußte auch das „Reich" herhalten, das alte römische Reich deutscher Nation. Die Anhänglichkeit an dasselbe belegen Namen wie: Reichsapfel, zu den drei Reichskronen, im Reichstaler, goldner Römer, Römischer Kaiser ꝛc.

Ein merkwürdiger, aber aller Wahrscheinlichkeit nach wohlbegründeter Wechsel in der Benennung vollzog sich an dem Hause zum Erzengel Michael, welches später zur Teufelsmühle genannt wurde. Vielsagend waren endlich noch Bezeichnungen wie in der großen Tonne, zum ledernen Wams und in der Welt.

Vielfach war der Name des Hauses nicht an demselben angeschrieben, sondern durch ein entsprechendes Zeichen über der Haustür oder am Giebel gekennzeichnet. Viele dieser Wahrzeichen (Goldner Helm, Schlüssel 2c.) haben sich bis heute erhalten. Sie erzählen von der Vergangenheit, über die bald der Schleier der Vergessenheit sich breitet, wenn nicht durch fleißige Sammler noch manches vor dem Untergange gerettet wird.

V.

Wie das Volk die ihm unverständlichen Ortsnamen deutet.

Einige Proben aus Barmen.

1. Da, wo nun Heckinghausen, ein Stadtteil von Barmen, liegt, lag vor langen Jahren ein einsames Gehöft. Der Besitzer ließ zum Schutz seines Anwesens hohe Dornenhecken um sein Besitztum wachsen. Deswegen nannte man nah und fern sein Haus bald Heckenhaus. Der Hof ist längst verschwunden, auch die Hecken, die ihn einst umgaben; nur der Name, der im Laufe der Zeit zu „Heckinghaus" wurde, ist geblieben.

2. Ein Bauer, der vor vielen Jahren im obern Wuppertale lebte, widmete sich mit Vorliebe der Gänsezucht (Gänse = Gosen).

Nicht weit von ihm wohnten zwei lose Schelme, welche beschlossen, bei Nacht und Nebel dem Bauern zwei Gänse zu stehlen, um sich so einen billigen Braten zu verschaffen. Das Vorhaben wurde auch ausgeführt. Nach beendeter Mahlzeit beratschlagten die Uebeltäter darüber, wie sie die Nachforschungen des Bauern nach dem Verbleib seiner Gänse vereiteln möchten. Sie kamen überein, vor der Wohnung des einen die Federn in alle Winde fliegen zu lassen, die Pols (Kiele) aber vor die Wohnung des andern zu streuen. Am nächsten Morgen begab sich der Bauer auf die Suche und fand auch bald die Federn sowohl als die Pols, konnte aber nicht ins reine kommen, wer ihm den Schaden zugefügt habe.

In einer fröhlichen Stunde erzählten dann die beiden ihre Tat, und der Bauer machte gute Miene zum bösen Spiel.

Der Hof, wo der Bauer wohnte, erhielt den Namen „Gosenburg", wo die Gänse gepflückt wurden, „Plückersburg", wo die Pols gestreut wurden, nannte man den Ort „Polsburg".

3. Auf der sogenannten „Höhe" bei Barmen wohnte früher ein Bauersmann, der viel Vieh besaß. Da sich dasselbe beim Weiden sehr zerstreute, dachte er darüber nach, wie er es am müheloseſten jeden Abend zusammenbringen möchte, bis ihm ein glücklicher Gedanke kam. Allabendlich nahm er ein großes Horn und blies (tutete) die Herde zusammen. Erst der Tod setzte seinem Tuten ein Ende. Aber sein Andenken ruft der Name „Tutersburg" wach.

4. Keuchend zog einst eine Mähre durch den tiefen Hohlweg; tief stöhnte der ermattete Reiter,

denn von den vielen Irrfahrten im weiten Forst waren Roß und Reiter aufs äußerste erschöpft. Endlich erblickte das spähende Auge des Reiters eine menschliche Wohnung, aus der sich grade der Kopf des Besitzers hervorstreckte. Voller Freude eilte der Reiter näher. Doch verdrießlich über den unwillkommenen Besuch zog der Bauer nur mürrisch seine Mütze und fragte nach dem Begehr des Fremden. Dieser antwortete: „Monsieur, je suis malade!“ Aber der Bauer verstand kein Wort von der französischen Sprache, und die Worte in seinem Dialekt deutend, so gut er es vermochte, erwiderte er: „Verkeat sit ih hie secherlich, et es hie nit Mallack.“

Als der Franzmann sah, daß er mit der Sprache nicht zurechtkam, verlegte er sich auf Gebärden und deutete auf seinen Mund. Zwar verstand der Bauer diese Sprache sofort, stellte sich aber dumm und brachte kein Essen herbei. Da riß dem Franzosen die Geduld. Er stieg vom Pferde, warf einem Knecht die Zügel zu und schritt zum Herde, an dem er sich niederließ, als wenn alles sein Eigentum gewesen wäre. Der Bauer war ganz verblüfft über dieses Gebaren des fremden Reitersmannes und schaffte bald Speise und Trank herbei, welche sich jener wohl munden ließ. Zum Schluß steckte er eine Wurst ein, nickte zum Dank und schwang sich wieder aufs Roß, um seines Weges weiter zu traben.

Der Spott der Nachbarn legte jenem Gehöfte den Namen „Mallack“ bei.

— — — — — — — — — — —

Bei diesen wenigen Beispielen, die noch sehr vermehrt werden könnten, soll es sein Bewenden

haben. So launig und humorvoll unser Volk im Erfinden origineller Ortsbezeichnungen ist, so dürftig ist sein Humor bei der Deutung derselben.

VI.

Humor in den weltgeschichtlichen Wirren.

Im Laufe der Jahrhunderte war die Siegmündung arg versandet und der Schiffahrt gefährlich geworden. Ein breites Werth, die Isabellen-Insel genannt, hatte sich namentlich vor die Mündung gelagert, dessen Regulierung im Jahre 1852 derart erfolgte, daß es zum linken Siegufer gezogen wurde. Diese Isabellen-Insel hat in der Kriegsgeschichte des Niederrheins eine gewisse Rolle gespielt. Einige Episoden derselben sollen uns hier beschäftigen.

Es war im truchsessischen Kriege, als der tollkühne, verschlagene Heerführer Martin Schenk von Nideck in der Nacht vom 22. auf den 23. September 1578 durch einen kühnen Handstreich Bonn nahm. Um seine vorteilhafte Position behaupten zu können, war es für ihn dringend geboten, sich in der Nähe der Stadt feste Punkte zu sichern. Zunächst wurde Beuel aufs beste verschanzt. Dann aber ließ Schenk von Nideck auf der strategisch wichtigen Isabellen-Insel eine Schanze aufwerfen, welche er im kecken Uebermut, seinem geistlichen Gegner Kurfürst Ernst von Baiern zum Trotz, „Pfaffenmütz" nannte. Im folgenden Jahre wandte sich das Kriegsglück. Neue Gegner treten für Schenk von Nideck auf den Plan: der Prinz von Chimay, der von Alexander von Parma gesandte General Verdugo. Die Schanze bei Beuel fiel zuerst, dann folgte die Pfaffenmütz und zuletzt Bonn.

Martin Schenk fand bald darauf sein Ende in der Waal.

Wiederum taucht dann die Pfaffenmütze im 30jährigen Kriege auf. Als sich die Kriegsstürme an den Niederrhein im Jahre 1622 fortpflanzten, besetzten die Holländer unter Ludwig Heinrich von Hatzfeld die Schanzen der Pfaffenmütz. Dann errichteten sie weitere Schanzen auf dem linken Siegufer. Nun beherrschten sie den ganzen Rheinverkehr. Da befahl die Gouvernantin der Niederlande dem Grafen Heinrich von Berg, alles aufzubieten, um die Holländer zu vertreiben. Der Graf von Berg legte auf dem rechten Siegufer bei Bergheim zwei Schanzen an, welche er „Schnaufkatz“ und „Kick in die Mütz“ nannte, um von hier aus die holländischen Schanzen beschießen zu können. Endlich war Graf Heinrich von Berg noch genötigt, auf dem linken Rheinufer bei Grafen-Rheindorf, der Pfaffenmütz gegenüber, eine mächtige Batterie aufzufahren, welcher er den Namen „Mundzu“ beilegte. Endlich mußten sich die Holländer trotz der verzweifeltsten Gegenwehr ehrenvoll ergeben. Die Schanzen auf dem Werth vor der Sieg und an beiden Ufern wurden zerstört, ersteres aber, der Infantin Isabella Klare Eugenie zu Ehren, welche ihre Einnahme befohlen hatte, Isabellen-Insel genannt.

So hat hier der Humor auch in den schwersten Kriegsstürmen seine Herrschaft behauptet.

VII.

Bergischer Humor in der Rechtspflege vergangener Zeiten.

I. Es wird mitunter behauptet, daß vor dem Richter ein Ansehen der Person gelte, daß also vor dem Gesetz nicht alle gleich seien. Eine bergische Tradition [1]) belehrt uns eines bessern. Zu Nutz und Frommen derer, welche noch Sinn für echten Volkshumor haben, sei die Mär der Gefahr, vergessen zu werden, entrissen.

An der untern Sieg ragen auf breiter Bergstirn die ausgedehnten Trümmer der Burg Blankenberg hervor. Weiter rückwärts liegt die ehemalige Stadt Blankenberg, früher eine feste Stadt mit 5 Toren, heute ein bescheidenes Dorf. Blankenberg hatte schon früh sein eigenes Statuarrecht. Dasselbe wurde 1245 bereits erteilt. Ein Paragraph dieses interessanten Rechtes besagte, daß, wenn ein Bürger zu Blankenberg einen andern mit der Faust schlug, er 5 Schillinge Buße zu erlegen hatte. Ein Fremder, der schlagfertig gewesen war, mußte aber das Doppelte zahlen.

Diese Bemerkungen mußten zum Verständnis des Folgenden vorausgeschickt werden.

Einst hatte ein Bauer einem andern Bauern eine Ohrfeige verabreicht. Wie es das Recht von Blankenberg verlangte, büßte er diese Tat mit 5 Schillingen. Als er diese dem Richter hinzahlte, fügte er noch fünf weitere Schillinge hinzu. Auf die Bemerkung des erstaunten Richters, er habe zu viel bezahlt, verabfolgte der Verklagte seinem

---

1) Mitgeteilt von E. Weyden. Das Siegtal. Bonn 1865.

Widerpart noch einige gesalzene Maulschellen und bemerkte dann lächelnd dem ganz verwundert dreinschauenden Herrn Richter, er möge nun auch die letzten 5 Schillinge in Empfang nehmen und ihm eine Quittung über das Ganze ausstellen.

Ein andermal hatte ein hochgeborener Junker der Umgegend einem Bauer mit der Peitsche übel mitgespielt. Zwar gehörte das zu den Lieblingsunterhaltungen des bergischen und anderweitigen Adels in jener Zeit; aber unser Bäuerlein wagte es, den hochgeborenen Herrn beim Richter zu verklagen. Aber auch hier ließ der adlige Angeklagte seinen Hochmut keineswegs fahren und meinte, „der Rücken eines Bauern sei für die Hundepeitsche eines Kavaliers geschaffen.“ Der Richter aber bemerkte mit feiner Ironie: „Herr Baron, Sie sind ein gar feiner Herr; Ihr Hofmeister ist aber ein entsetzlicher Grobian gewesen.“

Der adlige Herr wurde zu 5 Schillingen verurteilt.

II. Zur Zeit des Kurfürsten Johann Wilhelm wandte sich einst eine Deputation Hildener Bürger in einer Klagesache direkt an den Fürsten selbst und reiste an den Hof nach Heidelberg oder Mannheim. Zu dieser Deputation gehörte auch ein Mann, genannt der Spickenagels Wilhelm, der später den Scherznamen „Kurfürst Jan Willem“ erhielt. Jene Deputation muß am kurfürstlichen Hofe ihr Glück nicht gemacht haben, denn bei ihrer Rückkehr waren die Herren sehr niedergeschlagen. Aber bei dem zu allen tollen Späßen aufgelegten Spickenagels kam der Schalk bald wieder heraus, und es dauerte nur kurze Zeit, als man in Hilden auf sein Betreiben anfing,

„Komödie“ zu spielen. Der Titel des Stücks lautete: „Empfang beim Kurfürsten.“ Ein Geistesgenosse Spickenagels gab den Kurfürsten, dieser aber und etliche andere spielten die Deputation. Die lustige Komödie gefiel derartig, daß sie mehrmals wiederholt werden mußte. Aber plötzlich verlautete, die Sache sei zur Anzeige gebracht worden, und wegen Beleidigung des Landesherrn werde der letzte Akt des Lustspiels vor den Schranken des Gerichts in Gerresheim gegeben werden. Das verhielt sich in der Tat so. Der festgesetzte Termin erschien, und die Angeklagten fanden sich in Gerresheim zur gerichtlichen Verhandlung ein. Bald merkte der Richter, der selbst ein großer Spaßvogel war, daß nur ein harmloses Treiben, aber kein wirkliches Vergehen vorliege. Aber er wahrte die Würde des Amtes und verlangte mit ernster Miene Bericht über das Vorgefallene. Spickenagels ergriff das Wort und erwiderte: „Herr Richter! verzällen kann mer dat nit; mer hant Kurfürst on Deputation gespillt. Wir sin ewer all hier on wenn Ihr willt, dann spillen mir et Uich vur!“

Der Richter war mit diesem Vorschlag einverstanden. Er verließ seinen Richterstuhl, welcher sogleich vom Kurfürsten eingenommen wurde, und das Spiel nahm seinen Anfang.

Der Richter und die Beisitzer glaubten vor Lachen zu bersten, als die Komödianten von Hilden ihre ganze Kraft einsetzten. Aber was half's. Der „Kurfürst“ mußte doch einige Tage ins Loch; die anderen wurden hingegen freigesprochen.

Als die Gerichtssitzung beendet war, schritt der „Kurfürst Jan Willem“ vor dem Gerichtshause mit ernster Miene auf und ab, als der

Richter und der Beisitzer, noch immer lachend, auf die Straße traten. Der „Kurfürst“ aber ging an ihnen vorüber und brummte für sich: „Ja, dat send se, su sein se, su hampeln se usw.“ „Nu, nu,“ fragte der Richter, „was sind wir denn? „Ja, frogen künnen se, in dat Loch stecken künnen se, ja su send se, su send se,“ erwiderte der Angeredete. Der Richter entgegnete: „Na, alter Freund, was sind wir denn? Wir sind doch nicht Lumpen und Spitzbuben?“ „Herr Richter, et Wort es erus, ewer ech ben fruh, dat ech et nit geseit hann!“ Und lachend geht der „Kurfürst Jan Willem“ nach Hilden und lachend der Richter nach Hause.

III.[1]) Einstmals ging der Narr des Herzogs zu Düsseldorf am Rhein spazieren. Da kam ihm ein Bäuerlein aus der Stadt entgegen, das trug ein Bündel Papier unter dem Arm und schlich gar betrübt seines Weges einher. „Wohin geht die Reise?“ fragte der Narr. „An den Bettelstab,“ antwortete der Bauer. „Ho, ho,“ sagte der Narr, „das ist ein Stab, der für so wohlbeleibte Leute, wie Ihr seid, schlecht taugt.“ — „Darnach haben die da drinnen in der Stadt nicht gefragt,“ erwiderte der Bauer, „ich muß an den Bettelstab von Rechts wegen.“ — „So seid Ihr also ein Nichtsnutz und Faulenzer, wenn Ihr von Rechts wegen an den Bettelstab kommt?“ — „O nein,“ schrie der Bauer, „wenn das wäre, so geschähe mir mein Recht, aber leider ist es ganz anders!“ Und nun erzählte er dem Narren, wie sein Nachbar, ein habsüchtiger und böser Junker, ihm Prozeß

[1]) Leibing, Sagen usw., 74.

auf Prozeß an den Hals gehängt, bis er ihm wider sein klares und gutes Recht den letzten Acker und die letzte Kuh abgenommen habe. „Hier habe ich meinen Besitz verbrieft und versiegelt,“ schloß er endlich, „und ich armer Mann kann ihn doch nicht gegen den mächtigen Junker und die ungerechten Richter behaupten.“ Damit warf er das Bündel Papier, welches er unter dem Arme trug, auf die Erde. „Laßt doch sehen,“ sagte der Narr, nahm die Papiere, setzte sich auf einen Stein und fing an darin zu lesen. Er schüttelte dabei oft mit dem Kopfe und rief einmal über das andere aus: „Die Schelme, die Schelme!“ Endlich sprach er zu dem Bauer: „Hört, guter Freund, ich will Euch helfen, wenn Ihr mir folgen wollt.“ Da gingen die beiden zu allen Glöcknern der Stadt, und der Bauer bezahlte sie mit seinem letzten Gelde, daß sie alle zu Mittag die Totenglocken läuten sollten. Der Bauer aber stellte sich auf den Hof des Schlosses, wo der Herzog sein Mittagsmahl zu halten pflegte. Als er nun bei Tische saß und hörte, wie alle Glocken der Stadt läuteten: Bum — bam, bum — bam! da fragte er seine Hofleute, was denn für ein vornehmer Mann gestorben sei. Da rief der Narr laut über den Tisch hinüber: „Ja, Herzog, das ist fürwahr ein trauriges Geläute, drob heut und immerdar viele Augen weinen werden; deines Landes Zierde ist nicht mehr; das gute Recht liegt auf der Bahre und wird heute zu Grabe getragen!“ — Der Herzog fuhr empor und versetzte zornig: „Wie wagst du solches zu sagen, Narr?“ — Der Narr antwortete: „Herr Herzog, weil die Narren die Wahrheit sagen, wenn die Weisen sie aus Klugheit verschweigen.“

Und nun erzählte er, wie der Junker mit Hilfe der Gerichte den Bauer von Haus und Hof vertrieben, ließ ihn heraufkommen und belegte alles mit Urkunden. Da gingen dem Herzog die Augen auf; er vernichtete den Urteilsspruch, jagte die Richter davon und gab dem Bauer alles, was sein eigen war, wieder zurück.

IV. Der Auerbäumer Hannes, das Haupt einer kleinen, aber weit und breit sehr gefürchteten Räuberbande, brach eines Tages aus seinem Gefängnis im Schloßturm zu Schöller aus und flüchtete nach Holland. Voll Uebermut schrieb er nach Schöller:

We stêlen well on nit hangen,
Mot sek en Schöller lôten fangen!

Später erwischte man den kühnen Burschen doch wieder und legte ihm zu Schöllersheide, im Angesichte seines einstigen Gefängnisses, sein Haupt vor die Füße.

Der Spottvers des Hannes bürgerte sich aber in dortiger Gegend ein und hat seit jenen Tagen sprichwörtliche Bedeutung erlangt.

VIII.

Aus Zincgrefs Apophthegmata.

Zu den eigenartigsten Schriftwerken aus der Zeit des 30jährigen Krieges gehören die „Apophthegmata oder Scharpffsinnigen Sprüche der Teutschen“ von Zincgref (auch Zinkgraf rc.), welche in zwei Teilen erschienen. Der erste Teil erschien 1626 in erster und 1628 in zweiter Ausgabe; der zweite im Jahre 1631. Im Jahre 1635 verließ Zincgref diese Zeitlichkeit; er starb an der Pest in St. Goar.

Schon 4 Jahre nach seinem Tode erfolgte ein neuer Abdruck der beiden Teile seiner Apophthegmata und schon 1644 ließ ein Verwandter Zincgrefs, Johann Leonhard Weidner, ein bedeutender niederrheinischer Schulmann, einen dritten Teil dieses beliebten Werkes erscheinen, zu dem ihm die von Zincgref hinterlassenen Aufzeichnungen in erster Linie das Material boten Aber sehr wesentlich sind auch seine eigenen Sammlungen vom Niederrhein und aus den Niederlanden dabei benutzt worden. Für uns kommt nur ein Teil dieses Gebietes in Betracht, das ehemalige Bergische. Aus Elberfeld sind folgende Personen vertreten: Prediger Johannes Calmannus (S. 192, 214), Prediger Petrus Curtenius (S. 196), ein nicht mit Namen aufgeführter Bürger (S. 343), der Glöckner Groërtius (S. 349), der Bürgermeister Casparus Frowin (S. 314) und dessen Hausfrau Gertrudis Rittershusia (S. 359). Aus Duisburg (zwar streng genommen nicht mehr bergisch) wird der Rektor Gelendorpius oder Geldorp (S. 206 ff.) erwähnt; aus Düsseldorf der Uhrwerker Johannes Neulo (S. 334) und die adlige Dame Anna von der Reck geb. Kettlerin (S. 358). Später folgte gar ein 4. und 5. Teil. Alle 5 Teile erlebten dann noch verschiedene Aufflagen.

Die Beliebtheit der „Apophthegmata“ ist durch die vielen Ausgaben hinlänglich bezeugt. Die letzte Ursache dieser großen Popularität dürfte in dem Humor und Witz zu suchen sein, der aus den meisten Aufzeichnungen uns anweht, ein Humor, der uns erst recht verständlich wird, wenn wir die damalige traurige Zeitlage würdigen; ein Humor, der allerdings oft für unseren Geschmack

etwas derb auftritt, aber grade dadurch die Zeit treu wiederspiegelt. In unserer Sammlung durfte eine Blütenlese aus der „Apophthegmata", nur das Bergische berücksichtigend, nicht fehlen.

Wir wenden die Sprache der Gegenwart in tunlich engem Anschluß an das Original an.

Düsseldorf.

1. Zu dem Düsseldorfer Prediger Philippus Poppinghausen kam einst ein junger Schulmeister, mit phantastischer Kleidung angetan. Kaum erblickte ihn der Geistliche, so rief er einen Schulknaben heran, schickte ihn zum Statthaller und ließ ihn bitten, seine Jagdhunde an diesem Tage festzuhalten, damit sie nicht etwa diesen Hasen anfielen.

2. Ein Kapuziner verwies eines Tages einem Uhrmacher zu Düsseldorf, daß er und seinesgleichen nichts vom Kreuze hielten. Der aber erwiderte: „Ihr irrt; ihr andern setzt es vor eure Türen auf die Gassen in Regen und Schnee, wir haben es dagegen täglich im Haus, ja manchmal im Bett bei uns."

Diese Erzählung klingt sehr an eine ähnliche in Paulis Schimpf und Ernst (Reclams Univers.-Bibliothek Nr. 945/946 S. 42) an, welche folgendermaßen lautet: „Wir lesen in Sanct Antonii des großen Abts Legende, wie er einst sprach zu dem bösen Geiste: Warum fichtst du den Menschen also an und bringst ihn in Leid und Traurigkeit? Der sprach: Ich tue es wohl; ich soll aber auch viel getan haben, was ich nicht tat. Denn es ist ja ein Mensch des andern Teufel und betrübt ihn!

Der mag wahr gesprochen haben, denn es hat mancher seinen Teufel neben sich im Bett liegen.

Die Frau ist des Mannes Teufel, so ist der Mann der Frauen Teufel, und beide peinigen einander und sind etwa schlimmer als der Teufel selbst. Denn vor einem Teufel kann man sich segnen, aber vor einem bösen Weib nicht. Du mußt mit ihm essen und trinken, schlafen und wachen, Gott behüte mich vor solchem guten Leben!

3. Der Dechant zu Düsseldorf fragte einst einen Uhrmacher, der sich zur reformierten Religion bekannte, in höhnischer Weise, ob er auch je in der heiligen Schrift gelesen habe, wo die Kinder Israel in der Wüste ihre Notdurft hingetan, weil die Reformierten in der Schrift so erfahren wären. Der Uhrmacher antwortete: „Herr, ich bekümmere mich um die Sachen, die mir zu meiner Seligkeit vonnöten sind. Aber solche Materie, darnach ihr fragt, überlasse ich euch Herren, daß ihr darnach sehen möget."

4. Derselbe Uhrwerker wurde einst von einem Fürsten gefragt, ob ein Fürst nicht befugt wäre, diejenigen seiner Untertanen, welche nicht seiner Religion wären, aus seinem Lande zu vertreiben. Der Uhrmacher erwiderte: „Ja; doch frage ich E. F. G., in welcher Gestalt Sie dieselbigen austreiben wollen, als Schafe oder als Säue?" Der Fürst fragte, wie er das meine. Jener erwiderte: „Wollen E. F. G. dieselben austreiben als Schafe, so müssen Sie eine Pfeife in die Hand nehmen und vorangehen. Wollen Sie dieselben aber als Säue austreiben, so müssen Sie hinter denselben hergehen."

Hiermit wollte er sagen, daß ein Fürst, der seine Untertanen verjage und vertreibe, nur sich selber verderbe.

Elberfeld.

1. Einst wurde ein armer Bürger, der mit Kindern reich gesegnet war, gefragt, wie es in seinem Hause stünde. Er gab seine Armut durch folgende höfliche Antwort in verblümter Weise zu verstehen: „Es geht wie im Himmel!“ Als man ihn weiter fragte, wie er das meine, antwortete er: „Im Himmel isset und trinket man nicht.“

2. Einst kam ein Fremder nach Elberfeld und wunderte sich baß über die vielen Fenster an den Häusern, so fast einem Nürnberger Puppenhause glichen. Ein Schalksnarr erwiderte darauf: „Viel Fenster und doch kein Licht.“

3. Von einem grauen Alten, der sich mit einem jungen Mägdlein bestattete (verheiratete), prognostizierte ein Glöckner zu Elberfeld: „Wenn es auf den Bergen reift, so ist es gewiß im Tale kalt.“

4. Petrus Curtenius, Prediger zu Elberfeld, pflegte unter andern scharfsinnigen Reden auch diese zu gebrauchen: Es wäre zu allen Dingen Rat und Mittel, allein zu einer ungeratenen Ehe wäre keine andere Medizin oder Mittel als der Tod.

Von den alten abgelebten Wittmännern, die gleichwohl nach jungen Dirnen und Wittweibern zu laufen pflegten, sagte er: „Wenn Gott einen Gecken haben will, so läßt er einen alten Mann zum Wittmann werden.“

Es wäre kein Handwerk, darin man mehr Lehrjahre müsse ausstehen und können weniger zur Meisterschaft kommen, können auch am wenigsten alt drinnen werden, als das Diebshandwerk, denn man müßte seine ganze Lebenszeit damit zubringen, dasselbe zu erlernen und könne gleichwohl nimmer Meister werden, sondern stürbe

allezeit gleichwohl in den Lehrjahren; keiner stürbe also in diesem Handwerk wegen Altertums.

5. Johannes Calmannus, Prediger zu Elberfeld, erzählt:

Als Pater Boos, Jesuit aus Köln, im Bergischen und Clevischen Lande 1629 die reformierten Kirchen einnahm und beunruhigte, kam er auch mit Patenten aus Düsseldorf nach Elberfeld, doch mit diesem Beding, daß er den Reformierten zuvor sollte ihren Predigerdienst verrichten und endigen lassen und alsdann erst seinen Dienst tun solle. Als nun dieser Jesuit sein Bestes tun wollte und Calmannus gepredigt hatte, befahl dieser, daß man zum Beschluß der Predigt den 119. Psalm, so der längste im ganzen Psalter ist, singen sollte. Das geschah auch. Darüber wurde Pater Boos die Zeit zu lang. Da er zudem fürchtete, daß er allda nicht viele Zuhörer haben würde, ging er davon und ließ die Elberfelder Kirche in Frieden.

6. Als Casparus Frowin, Bürgermeister zu Elberfeld,[1]) einst gesagt wurde, es könne niemand ein guter Kaufmann sein, der nicht zum wenigsten zwei- oder dreimal Bankrott gemacht habe, sagte er: „Das ist eben so viel gesagt, als wenn man behaupten wolle, es könne keiner ein ehrlicher Mann sein, der nicht zwei oder dreimal zum Diebe geworden sei."

7. Bürgermeister Frowins Hausfrau pflegte zu sagen, daß ein Pfennig, den ein junger Geselle erspare, besser sei, als der, den ein alter Geizhals erschachert.

---

[1]) Die Amtszeit dieses Herrn konnte ich bisher nicht ermitteln. Die betreffenden Angaben sind für einen großen Zeitraum des 30jährigen Krieges lückenhaft.

8. Ein Elberfelder Bürger kam mit einem seiner Nachbarn, der ein sehr kurzweiliger Mann war, eines Tages an die Wupper, die gerade stark anangeschwollen war. Da nun keine Stege vorhanden waren und sie nicht wußten, wie sie über das Wasser kommen sollten, sagte der eine der Männer: „Wer nun Moses hätte, daß er das Wasser teilen möge!" Als der Andre das hörte, schlug er geschwind mit seinem Stab ins Wasser, daß es seinem Begleiter ins Gesicht spritzte und sprach: „Ich schlage; nehmt es nur wahr, daß, wenn es sich teilt, ihr geschwind darüber und dadurch geht!"

9. Eine Frau aus Elberfeld war in Deutschland gewesen. Als sie heimgekehrt war, lud ihr Mann, um sie desto besser zu bewillkommen, einige gute Freunde zu Gast. Einer derselben fragte die Zurückgekehrte, wo ihr der Wein am besten schmeckte, in Deutschland oder in Elberfeld. Dem antwortete sie: „Auf der Zunge im Munde".

Duisburg.

1. Als Gelendorpius, der Rektor der Schule zu Duisburg, einst mit dem Herzog von Jülich über die Straße ging, begegneten ihnen einige vornehme Herren vom Hof, welche den Hut ehrerbietig zogen und grüßten. Der Fürst erwiderte freundlich den Gruß, doch der Rektor zog seinen Hut nicht. Der Fürst bemerkte es wohl, schwieg aber still.

Bald darauf kamen sie an einem Seidenkram vorüber. Da zog der Rektor ganz demütig seinen Hut und neigte sich fast bis zur Erde. Verwundert fragte ihn der Fürst, warum er das tue, da er doch zuvor die stattlichen Herren dieser Ehre nicht gewürdigt habe. Der Angeredete erwiderte: „Billig

ehre ich die reine, unbefleckte Seide in diesem Kram mehr als die Seide, welche jene tragen, die voller Unreinigkeit und Laster stecken."

2. Ein großer, langer Hauptmann fragte einst einen Duisburger Bürger, warum er so klein sei. Der sagte: „Junker, dieweil ich nur einen Vater gehabt habe!"

Allgemein Bergisch.

1. Ein bergischer Bauer hatte eine Rechtfertigung, die ihm ziemlich viel gekostet hatte. Als er nun einmal alle Akten begehrte, gab sie ihm der Gerichtschreiber. Aber die Akten wiesen, wie das so Brauch ist, sehr weite Zeilen auf und das Papier war kaum zum dritten Teil beschrieben. Der Bauer, dies sehend, fragte, wie das komme, daß so viel Platz frei gelassen sei. Der Gerichtschreiber erwiderte ihm: „Bauer, das verstehst du nicht; das heißt Akten geschrieben!"

Da der Bauer nicht bei Geld war, erbot er sich, die Belohnung für das Abschreiben bei dem Gerichtsschreiber durch Arbeit abzuverdienen. Der Gerichtsschreiber war damit einverstanden und schickte ihn in seine Scheune, zu dreschen. Der Bauer legte die Garben weit voneinander, schlug aber nur oberflächlich drauf, so daß das halbe Getreide in den Ähren sitzen blieb. Als der Gerichtsschreiber dies sah, schalt er er ihn und sprach: „Bauer was machst du. Das ist nicht gut gedroschen; das halbe Getreide steckt noch im Stroh!" Der Bauer wollte ihm mit gleicher Münze bezahlen und antwortete: „Herr Gerichtsschreiber! Das versteht ihr nicht: Das heißt Akta gedroschen!"

IX.

Bergische Volksrätsel.

Wenn man kurzerhand den Humor als lustige Laune, heitere, scherzhafte Gemütsstimmung auffaßt, dann findet er seinen treffenden Ausdruck im Volksrätsel, allerdings in dem einen mehr, in dem anderen weniger. Vielleicht am ausgeprägtesten ist der Humor in den zweideutigen Rätseln, die in der Auflösung äußerst harmlos, in der Einkleidung jedoch unanständig und schamlos erscheinen. Ueber sie schrieb K. Weinhold vor einigen Jahren gelegentlich einer Besprechung Mecklenburgischer Volksüberlieferungen folgende beherzigenswerten Worte: „Sie sind echt und zum großen Teil alt, sie sind keineswegs Erfindungen einzelner unsauberer Gesellen, sondern sind weit verbreitet und ein europäisches Gemeingut, das in großer Uebereinstimmung sich überall in Deutschland und anderen germanischen Ländern, in Frankreich und Italien, bei den Slaven und sonst findet. E. H. Meyer (Deutsche Volkskunde, S. 334) bemerkt dazu: „Es darf aber auch nicht verschwiegen werden, daß sehr viele Rätsel, selbst in dem ernsten oberkrainischen Gottschee, absichtlich auf Zweideutigkeiten ausgehen, um den Ratenden zu einer derben oder gar obscönen Lösung zu verleiten, während der Rätselsteller dann selber voll überlegenen Humors mit einer ganz artigen und harmlosen herausrückt."

Ganz übergehen können wir diese Rätsel darum nicht, beschränken uns aber auf einige Beispiele.

Die Rätselfrage schließen wir aus. Vorweg bringen wir Rätsel, welche das Bestreben zeigen,

das Unpersönliche zu personifizieren, das Sinnliche zu vergeistigen und welche dabei eine rätselhafte Ausdrucksweise in der dunkeln Form der Umschreibung anwenden. Grade diese absichtliche Verdunkelung ist echt germanisch, dazu uralt, denn im Althochdeutschen hieß dieses Bestrebens wegen das Rätsel einfach das Tunkal, das Dunkle (E. H. Meyer, Deutsche Volkskunde, S. 332).

Am unverfälschtesten zeigt sich das echte Wesen des deutschen Rätsels in denjenigen, welche im Dorf, auf der Hofstatt des Bauern entstanden sind. Und ihre Zahl ist wahrlich nicht gering auch im Bergischen. Das ist echte, kühne Volkspoesie in derbem oder lieblich-poetischem Gewande, wie es eben die heitere Laune, der frohe Witz des Volkes zustande gebracht hat. Der Erdgeruch bleibt diesen Rätseln und läßt sie sofort klar unterscheiden von den mehr künstlichen Produkten, welche außerhalb dieses Kreises entstanden sind.

Manche Rätsel sind deutsches Allgemeingut; wir werden auch solche in der nachfolgenden Auswahl bringen. Andere atmen echt landschaftlichen Geist; ihre Zahl ist gering, wenn man ernstlich prüft. Aber sie berechtigen uns doch, von bergischen Volksrätseln als solchen zu reden.

Die biblischen Rätsel müssen hier aus naheliegenden Gründen ganz ausgeschieden werden.

Besonders hohen poetischen Gehalt haben die Rätselmärchen und Rätselanekdoten, von denen wir ebenfalls Proben aus dem Bergischen beibringen. Eine besondere Gruppe derselben bilden die sogenannten Halslösungsrätsel, so genannt, weil sie durch allerlei Künsteleien den Richter

hereinlegen, dem armen Sünder aber die Freiheit und das Leben schenken.

Eine Einteilung der Rätsel kann für unsere kleine Auswahl nicht inbetracht kommen.

1. Frau Hücksken
Sôt henger em Strücksken (Sträuchlein).
Je länger dat Frau Hücksken sôt,
Je frescher dat Frau Hücksken wuad.
Erdbeere.

2. Tweibên (Zweibein) sôt op Dreibên.
Do kôm Vierbên on woal Tweibên bieten.
Do nôm Tweibên Dreibên
On woal Vierbên schmieten.
Magd, Kuh, Melkschemel.

3. Krômphoalt (Krummholz) häult Gradhoalt;
Krômphoalt häult Kiesewippop (Sauerkraut) op;
Kiesewippop häult Liev on Sial op.
Einmachfaß.

4. „Du Kroem, du Lang,
Wo wos du hen?"
„„Du Döckgeschôren (Oftgeschorene), wat liat [deck dran?""
„Eck si noch nitt so döckgeschoren
Es deck de Vott (der unnennbare Körperteil) [es tugefroren."
Wiese und Bach.

5. Fimm — Famm — Fumm
Sôt om Tung (Zaun).
Do kôm Fimm — Famm — Fumm
Vam Tung
En de Dön (Dornen).
Schnee auf dem Zaune.

6. Wimmel-Wammel, Huachsaat (Hochsaat),
Wimmel-Wammel affiel.
Do kômen vier roe Bên,
Die hielen Wimmel-Wammel hêm.
Eichel — Schwein.

7. Roe, roe Riep;
Wie geel (gelb) es de Piep!
Schwarz es dat Loch,
Wo de roe, roe Riep dren stoch.
Möhre.

8. Eck wiet en Dengen,
Dat set am Stöcksken,
Het fouf (5) Hatterkes (Herzchen),
Fouf Statterkes (Schwänzchen)
On en schwat Klappmötschken op.
Hagebutte.

9. Ich weiß einen schönen Garten
Mit weißen Perlensatten (Perlenbesatz).
Es schneit nicht drin,
Es regnet nicht drin
Und ist doch immer naß.
Der Mund.

10. Als ich war jung und schön,
Trug ich eine blaue Krôn'.
Als ich ward alt und steif,
Banden Sie mir ein Band ums Leib,
Wurd' ich geschlagen und ertränkt
Und ins Wasser gesenkt
Und von Königen und Fürsten getragen.
Der Flachs.

11. Als ich zu meiner Mutter kam,
Hatt' ich ein weißes Kleidchen an. —

Als ich zu meiner Mutter kam,
Hatt' ich ein grünes Kleidchen an. —
Als ich zu meiner Mutter kam,
Hatt' ich ein rotes Kleidchen an. —
Als ich zu meiner Mutter kam,
Hatt' ich ein schwarzes Kleidchen an.
Die Kirsche.

12. Wenn die Laden werden zugeschlagen,
Und die Toten über die Lebendigen jagen:
Nehm' ich mein Leiterlein,
Steig' ich zum Fenster hinein,
Zu meinem Mädel hinein.
Asche — Feuer.

13. Isere Kull,
Fette Pull,
Wöllen Darm.
Wat es dat?
Eine früher übliche Lampe.

14. En îsern Hûs,
En îsern Dör
On do en häulten Jakob för.
?

15. Eck gong ens dörch en Strötschen,
Do sog eck en Kamerötschen,
Dem streppten eck et Böcksken ût
On leckten em et A . . . . . . ût.
Haselnuß.

16. Huach klömm eck,
Siewen Jongen fang eck,
Noch en Toten dabei.
Rate mal, was soll das sein?

Ein Toter wurde vom Galgen genommen, aber der Kopf blieb hängen. Darin nistete ein Spatz, welcher 7 Junge zog. Dieses Nest nahm ein Mann fort, welcher sich später als Rätselsteller gibt, mutmaßlich, um sich selbst vom Galgen zu befreien.

17. Ich weiß ein schönes Ding
An einer Dam' zu sehen;
Es hat auch jede Magd
Und jedes Frauenzimmer,
In der Mitte stehen.
Wenn dieses Ding nicht wär',
Wär auch kein Frauenzimmer mehr.
Der Buchstabe a.

18. Et kômen ens dreï Dûwen
Öwer den Kerkhof te schnûwen.
De eïne seit: Eck wöəl, dat et Dag wör.
De angre seit: Eck wöəl, dat et Neit wör.
De dreïde seit: Et eß mech alles ênerlei,
Ech han Dag on Neit keng Rouh.
Sonne, Mond und Wind.

19. Et gong ens en Dierken öwer de Bröck;
De Benisches gengen de Knibbel de Knick;
De Hörkes gengen de Roll de Roll.
Wenn du 't nitt rötst, dann wäsch de doll.
Das Schaf.

20. Als ich des Morgens früh erwacht,
Da sah ich, was ich nicht gedacht:
Auf unserm Klee
Ein weißes Reh;
Das hatt' weder Fleisch noch Gebein —
Lauft doch vor Regen und Sonnenschein.
Der Schnee.

21. Es ging ein Herr nach Bohnebach,
Von Bohnebach nach Brandebach,
Von Brandebach nach Kastern,
Von Kastern nach Tastern,
Von Tastern nach Leipzig,
Von Leipzig mit der Extrapost —
Da wurde er umgebracht.
Die Kaffeebohne.

22. Äppelschen, Päppelschen op der Bank,
Äppelschen, Päppelschen onger der Bank.
Et ess keïn Doktor en Brobank (England,
[ganzen Lank),
Dä Äppelschen, Päppelschen wieder kurieren
[kann.
Das Ei.

23. Et geng en Fräuken
Öwer en Bräuken,
Hat en Säcksken om Räuken.
Watte wor dodren?
Watte.

24. Der Geliebte lag und schlief;
Die Geliebte kam und rief;
Und der Baum, unter dem er schlief,
War der Name, den sie rief.
Wachholder.

25. Mitten in der Nacht,
Da fiel mir etwas ein;
Da liefen mehr' tausend,
Die hatten kein Bein.
Sie hatten mehr Augen als ich
Und sahen einander doch nicht.

Einem Bauer fiel in der Nacht der Kartoffelhaufen zusammen.

26. Loch auf Loch;
Haare ums Loch;
Musik im Loch;
Freude im Loch.

Der Mund des Trompeters und das Mundstück der Trompete.

27. En us (weiches s) Vâders Gatschen,
Do bout en klên schwatt Patschen,
One Ling on ône Pluəg.
Maulwurf.

28. Kleiner Racker,
Baut nen großen Acker.
Maulwurf.

29. Glockengeläute verkündet seine Ankunft;
Jungfrauen bringen ihm seine Gaben dar.
Es verschwindet in den Fluren und er selbst
[verschwindet in einer Wolke.
Aschenfuhrmann.

30. Bî Dâg en göulen Knopp,
Des Neits wî en Mollhôp.
Feuer im Ofen.

31. Als du noch lebtest, hättest du gern gefangen mich,
Jetzt bist du tot und hast mich;
Und ich muß sterben, was nutzt es dich?

Grundlage: Ein Vogelsteller wollte einen Vogel fangen. Er verfolgte ihn auf den Kirchhof, wo eben der Totengräber einen Totenschädel auf den

Weg gelegt hatte. Der Vogel schlüpfte in den Kopf hinein, welcher nun aber herumrollte, so daß der Vogel nicht mehr entweichen konnte.

Höhe bei Himberg.

X.

Bergische Beispielsprichwörter.

Kurz und treffend hat man wohl die Sprichwörter die Weisheit des Volkes auf der Gasse genannt. Es sind eben, mit J. Haller zu reden, in kurze Sätze zusammengefaßte Wahrheiten, die durch lange und oft wiederholte Wahrnehmungen, durch Beobachtung der Erscheinungen, des Ganges und der Entwicklung der Dinge im physischen und intellektuellen und moralischen Leben, also durch die Erfahrung festgestellt und allgemein anerkannt sind. Aus diesem Begriff heraus ließe sich leicht ein Einteilungsprinzip für die Sprichwörter entwickeln. Bald legt das Sprichwort den ganzen Nachdruck auf den Inhalt, bald mehr auf die Form. In letzterer Beziehung sei an die Alliteration erinnert, welche viele Sprichwörter lieben; aber auch der Endreim kommt zu seinem Recht, mag das Sprichwort in der sehr beliebten Form von zwei Zeilen auftreten oder sich gar zu vier Zeilen auswachsen.

Eine besondere Gruppe bilden die apologischen oder Beispielsprichwörter, welche nicht in dem Umfange wie die meisten übrigen Sprichwörter Allgemeingut des deutschen Volkes geworden sind. Ihnen eignet durchweg nicht der hohe Ernst der meisten Sprichwörter. Dafür trägt grade das

Beispielsprichwort so recht den Schelm im Nacken; mit seinem urwüchsigen Volkshumor gleicht es einem Kobold unter den Sprichwörtern. Es findet sich namentlich im Niederdeutschen, die Volksseele dieses Landes von einer eigenartigen Seite beleuchtend. Eine allgemein zugestandene Lebenswahrheit, einen Erfahrungssatz, eine sonst kaum beachtete Redensart legt es Tieren und Menschen (im letzteren Falle nicht nur typischen, sondern mitunter ganz bestimmten), welche sich in einer ungewöhnlichen Lage befinden, in den Mund, um so recht die ganze Schalkhaftigkeit, den köstlichen Humor und die gutmütige Derbheit des niederdeutschen Volkes zu offenbaren. Man kann aber auch innerhalb seines geographischen Geltungsbereichs vielleicht noch einen Unterschied feststellen. So sagt z. B. der mit einer guten Dosis von Gleichmut ausgestattete Oldenburger: „Alls mit Maten“, sar (sagte) de Snîder, do slooch he sin Fro mitte Äl (mit der Elle). Der Kölner äußert: „Bässer es bässer“, seit der Jung, do schtreech e der Zucker op der Zirop.“

Außer im flachen Norddeutschland hat diese Art der Sprichwörter völliges Heimatsrecht in England, Skandinavien und Holland erworben. Dänemark dürfte hier unerreicht dastehen mit der Fülle und der Urwüchsigkeit seiner Beispielsprichwörter. Auch Westfalen, das alte Sachsengebiet, ist sehr reich an solchen. Von dort dürfte ein Teil des Bergischen, teils noch von sächsischer Bevölkerung bewohnt, beeinflußt worden sein. Die folgende Auswahl greift darum mehrfach nach Westfalen hinüber, was der verschiedenartige Dialekt sofort erkennen läßt.

In vereinzelten Fällen ist das Beispiel zum förmlichen Märchen geworden (m. vergl. Nr. 1), damit an das Rätselmärchen anklingend.

Ferner sei auf die köstlichen Beispiele verwiesen, welche Zincgref in seiner Apophthegmata namentlich zahlreich aus Elberfeld beibringt, wenn er das sonst knapp angedeutete Beispielsprichwort zu kleinen Erzählungen ausspinnt, welche vielfach an bestimmte historische Personen anknüpfen. Nur ein Beispiel.

Ein Kapuziner verwies einem Uhrmacher zu Düsseldorf, daß er und seinesgleichen nichts vom Kreuz hielten. Der aber antwortete: Ihr andern setzt es vor eure Türen auf die Gassen in Regen und Schnee; wir haben es täglich im Haus, ja manchmal im Bett bei uns.

In vielen Fällen ist das Beispiel in der denkbar knappsten Form nur angedeutet, gleichsam verkümmert, wenn z. B. einfach der Zusatz gemacht wird: said de Jong usw.

1. Dem Einen sinnen Dud Es dem Angern sinn Brud.

   Ein Pastor stand einst am Sarge und sang: Der Tod ist mein Leben, Sterben ist mein Gewinn.

   Da sprach der nebenanstehende Küster für sich: Et es og minnen Schaden nit.

   So berichtet der Volksmund aus Solingen.

2. „Aller Anfank es schwòr," said der Dèf, do stohl hä für et Irschte en Amsel.

3. „En holtdaif het Gott laif," àwer he küəmt nit in'n hiəmel.

4. „Et Geblüet treckt,“ said de Schnîder, do sprong he en ’nen Dîk on trock den Hippenbock wier herut.
5. „Prakeseren es de Kunns,“ sät de Schnîder, da saz (setzte) e der Lape neven et Loch.
Umgegend von Köln.
6. „Wat wed doch nit all fört Geild gemackt,“ said de Bûr, do sôg he ’n Apen danzen.
7. „Wat es doch en Ape en spaßig Mensch,“ said de Bûr.
8. „Ek strôf minne Frau med guaden Wöden,“ said de Bûr, do schlug he sing Frau med dem Gesangbuak an den Kopp.
9. „Me kann seck selwer nit trouen,“ said de Bûr, de wol seck open donn on d . . . en de Boxe.
10. „We seck kennen Honk haulen kann, de häult seck en Hönken,“ sprach der Kappes-Gottfried, als man ihn hängen wollte.
11. „Wenn das nicht gut für die Wanzen ist, Künd’ Teufel mir noch beſſ’re List,“ sang der berühmte Spielkäffer, als er sein Haus anzündete.
In Westfalen lautet es:
„Wann dat nitt batt för de wandlüse es, Dann wêt ik nitt, bat beter es,“ sagg de kêrl un stâk sin hûs an.
12. „Et es doch nit ganz gefehlt,“ said der Jong, do schmiet hè no’m Hong on troff de Stèfmohr (unliebe Stiefmutter). Solingen.
13. „Mi Fahr és esu dökkes bestohlen woren, datt hè ’nen armen Mann wör, wann hè nit mier gestohlen hädd,“ said der Jong. Solingen.
14. Äs èt rähnden, said der Jong: „Dat és wall Wèder für mi Mohrsch Köhl, èver nit für mi Fahrsch Heu.“ Solingen.

15. „Dem Hankgefüəl no het dößе Mann ock reit," said de Avvekat, do hadd de em en Gouldstöck en de Hank gedäut.
16. „Dat mott reng sinn," said de Frau on trock en Katze ut der Kian (Butterkirne).
17. „We wäscht Hasen on Föß," said de Frau, do liət se ere Blagen ongewäschen loupen.
18. „Alle Frachten lichtet," sagg de Schiəper, dà smêt he sine Frau öwer bard.
19. „Su klok äs Salmons Kazze," de géng drei Dag für 'm Rähn heim on word doch nat (se féhl en de Bèk). Solingen.
20. „Auch géd," said der Fluhfänger, do fèng hé en Lus. Solingen.
21. „Gehorsamer Dainer," sagg Herr Smiemann, dà lêwede hai noch.
22. „De Fussel es en Schelm": he schmitt ömmes en den Dreck on büart en nit wier op.
23. „Et es noch wiet vam Lachen", said de Brûd (Braut), do feng se an te heulen.
24. „Strofe mott sinn", said de Schualmêster, do frot he dem Jong de Botter af.
25. „Ihr dem Ihr gebürt", said der Düfel, do kreg hä den Paffen am irschten am Kragen. Solingen.
26. „Sote (Sorte) bi Sote", said de Döiwel, do det he en Paff on en ault Wîf binên.

In Westfalen heißt es:
„Sorte bi Sorte sagg de Düwel un pock en Schotstênfeger.
27. „Et es bloß en Öwergang", said de Voß, äs se em et Fell över de Uaren trocken.

Oder:
„Et geit all öwer", said de Voß, äs se em ꝛc.
Solingen.

28. „Se es méck te kroump", said de Voß, do sôt de Kazze med' ner Wuascht opp' ein Boum.
29. „De Druwen sind sur", said de Voß, äs he nit derbi kon.
30. „Grud Geschrai on winnig Woll", said der Wolf, äs hé én Hippe gestohlen hadd.
Solingen.
31. „Alle Hölpen baten", said de Möcke, do hadd se en den Rhîn gepißt.
32. „Dat küamt vam Bullern", sagg de Snâgel, dâ hadde siawen Jar am Kerktôren kropen un as he bâlle-bowen was un sick snellen woll was hä runner fallen.
33. Spaß mott sin, said de Bûr — do kitzelten he sing Frau met der Meßgaffel.
34. Dô süht me Gottes Woot schwatt op witt, said de Bûr, do rîd de Poschtuor op em Schimmel.

XI.

Einige Haustiere im Sprichwort.

1. Fraulüds Knia on Rüden Nasen sind ömmer kault.
2. Wenn me den Honk düchdig strickt, blöckt he nit.
3. He es bekangt es en bongten Honk.
4. Wenn me en Honk schmîden well, mag et leïd, dat me en Klöppel fengt.
5. Dat Hönken, wat mek gebïten het, mot mek ock wear lecken.

6. En godden Honk kann me ok so völl taggen, dat he blöckt.
7. Völl Höng krîgen den Hasen onger.
8. He es bekangt es en bongten Honk.
9. Komm ek üwer den Honk, dann komm ek ok üwer den Stät.
10. Et göft mia bongte Höng en der Welt.
11. Dä es dàher, wa de hongd rüe hett (Velbert).
12. En Honk, de drît, de kann nit blöcken.
13. Wî me den Honk fuədert, so schockelt he met dem Stät.
14. Wenn me den Honk nit mia fuədert, bitt he.
15. Van dem nömmt kenne Honk mia en Stöck Bruat.
16. Et Neïts sind alle Katzen grîs.
17. Wenn de Katzen am mûsen sind, jaumpen se nit (pflegte eine alte Bäuerin zu sagen, wenn ihre Knechte und Mägde auf ihr vieles Schwatzen nicht achteten, sondern ruhig weiter aßen).
18. En Katze lött et Mûsen nit.
19. Me gelt keng Katze em Sack.
20. Wenn de Katz herût es, dann danzen de Müs öwer Desch on Stûl.
21. He löppt dröm heröm, es de Katze öm den heîten Breî.
22. He bessert sek wî Köster'sch Kû, Met der Fott nom Troge tû.
23. Et wead keng Kû bongt gehett odder sie het ock Flecken.
24. Die bösen Kühe haben alle stumpfe Hörner (Wald).
25. Wat kamm'e vam Ossen mia verlangen äß en Ponk Renkflêsch.
26. Wenn der Ochse Geld hat, kann er brüllen.
27. De es noch dömmer, äß wenn en der Iəsel utt der Wank geschlagen hätt.

28. Enen Jəsel verwitt dem angern et Sackdrêgen.
29. So beschęd êm der Jəsel, de het längere Uaren äß du.
30. Einem geschenkten Gaul sieht man nicht ins Maul.
31. Et kömmt te Päd on gêt te Fuət (von Krankheiten.
32. Manch Päd, dat den Häwer verdent, kritt en nitt.
33. Alte Pferde scheuen Opladen (Erlenkötter, drei bergische Fortschrittsmänner).
34. En aulen Gaul kann wall den Wäg wîsen.
35. De Häwer zîrt et Päd;
Dat Päd zîrt den Mann.
36. En Päd, wat witt em Hâmen es,
Es ock witt onger dem Stät.
37. Van Dâg gef eck deck en Päd,
Môn es et nicks mia wät.
38. Wenn der Esel was denkt,
Hat der Treiber schon was gedacht. (Wald).
39. Den Jəsel kennt me an den langen Uaren.
40. Sinnen Jəsel vör seck drîwen (seinen Weg, unbekümmert um gute Ratschläge, für sich gehen; Woeste, Westf. Wörterbuch, S. 58).
41. Wenn et dem Jəsel te wâl es, dann gêt he op et Js on breckt en Bên.
42. Enen Jəsel mackt den angern.
43. En blenk Hûən fengt ock en Kôən.
44. De Hân es frech op sinner Mést.
45. En godd Färken frett alles.
46. Mâk deck nitt grüən,
Söß frêten deck de Hippen
(Hochmut kommt vor dem Fall).
47. De Imen mötten em Wengterdâg em Korf bliəwen (so sagte ein alter Mann, den ich an

einem freundlichen Märztage nach seinem Befinden fragte).

48. Siawen Gäus on siawen Jôr,
Dat göft en Bett, dás noch nitt schwôr.

49. Wie me de Gäus wendt, so gont se (mit Bezug auf verzogene Kinder).

50. Jiade Gaus het eren Kopp.

XII.

Vertällsches.

Anekdoten und Schnurren heißen in einem großen Teil des Bergischen Vertällsches (Erzählungen) oder Remilitoten. Jede Gegend weist solche auf; immer werden noch neue erfunden. Viele derselben knüpfen an gewisse Persönlichkeiten an.

Wir geben in folgendem nur eine sehr kleine Auswahl, welche teils als Märchen, als Fabeln, als Sagen 2c. aufgefaßt werden können. Wir lassen Persönlichkeiten wie den Lögenschohmächer von Hebborn, den wilden Hopza, den Herrn von Halberg, den Herrn von Huhn, Pastor Löhr und viele andere Helden dieses Gebietes unberücksichtigt. Die Leuscheider Anschläge bleiben ebenfalls unbeachtet. Eine Reihe von Bänden könnten wir allein mit diesen Vertällsches füllen.

Auch in diesen Schnurren herrscht des Volkes derber Sinn. Aber es ist nicht so schlimm gemeint, als es oft den Anschein hat.

Eine große Anzahl Bergischer Schnurren hat in des Verfassers zweibändigem Sagenwerk Aufnahme gefunden. Wir bringen im folgenden

durchweg ungedruckte Stoffe, ohne das gedruckte Material ganz außer acht zu lassen.

Die Solinger Vertällsches sind dem handschriftlichen Wörterbuch von Lütters (um die Mitte des 19. Jahrhunderts verfaßt) entnommen.

Die Dialektproben kennzeichnen zur Genüge den sehr verschiedenen Dialekt der einzelnen Gegenden.

Irrige Meinung.[1]) Erzählung aus Elberfeld.

En Schwelm es et de Gebruk, dat am tweden Ostertag de Pastor dorch die Kerke, Bank vör Bank, geht, on de Lüt över de Predigt frogt. So trof et sick, dat, wie en Bur en die Kerke gon wohl, em twei Schleiters begenden, on em sin Kalv afhangeln woulen; de Pastor geng em doröver vörbi, on horten dat. We nu de Pastor die Predigt gehaulen hat, wovon de Text över die twei Jönger, die no Emaus gengen, wor, genk he dörch die Kerke, on frogten die Gemeinsgleder; so kom he ock an de Bur on fragten em: wat woren dat vör twei? (nämlich die zwei Jünger). De Bur verbisterden bi dös Frog, den he meinden, de Pastor wöl en över sinen Hangel obtreken. O Her Pastor, dat we'k em sehen, sie woulen mek min Kalv afhangeln; ek hev sie över no der Kerke bestault.

En Vertälschen ut Elberfeil.[1])

Ae Paschtuar genk över ä Feild, wo en Bur am bouen wor. Her Paschtuar, rep de Bur, wat hev i am Sandag vör en gode Predigt gehaulen!

---

[1]) Aus „Die Rheinprovinz", 2. Band, S. 145, Düsseldorf 1833.

Wovan hev eck dann gepredigt? seit de Paschtuar.

Je, Her Paschtuar, wenn eck dat wößten, so möt eck hie den Plog nit haulen!

Humor am Galgen. Rott.

Dem Volksmunde nacherzählt.

Zu Rott stand ehemals ein Galgen. An diesem sollte einst ein Übeltäter gehangen werden. Als der arme Sünder unter dem Galgen stand, wurde er gefragt, ob er noch einen Wunsch habe. Da erbat er sich eine irdene Pfeife und etwas Tabak, um noch einmal zu rauchen, bevor er von hinnen scheiden müsse. Sein Wunsch wurde erfüllt. Er stopfte seine Pfeife und schlug Feuer. Aber sie wollte nicht brennen. Da rief er voller Unmut aus: „Das ist ja rein um die Lungensucht zu kriegen", warf die Pfeife verächtlich fort und hing in einigen Minuten zwischen Himmel und Erde.

Die Schlacht bei Bensberg.

Dem Volksmunde nacherzählt.

Wie das Volk erzählt, soll einst bei Bensberg eine gewaltige Schlacht zwischen den Kaiserlichen und den Franzosen gewütet haben. Als der Kampf ausgetobt hatte, lag das ganze Feld voller Toten und Verwundeten. Die Bauern der Umgegend wurden requiriert, um die Toten fortzuschaffen. Einer derselben hatte eben einen Karren voll Toten aufgeladen und setzte sich damit in Bewegung, um die Toten dem nahen Massengrab zuzuführen. Da reckte sich ein Arm aus dem Haufen toter Leiber und eine Stimme rief: „Halt, Fuhrmann,

ich bin noch nicht tot!“ Der aber entgegnete: „Halt's Maul, das können alle sagen“ und fuhr weiter.

Der Deutzer Bock.

Kölns Legenden, Sagen 2c. von mehr. rheinl. Altertumsforschern. S. 386 ff. Köln 1844.

In der Siegburger Gasse in Deutz wird jedem Wanderer ein Haus auffallen, über dessen Haustüre ein großer Ziegenbock, in Holz geschnitzt und gemalt, angebracht ist. Nach dem Ziegenbock ist das Haus benannt.

Diesem Hause gegenüber lebte vor etwa 300 Jahren ein armer Schneider, welcher sich mit den Seinigen kümmerlich durchschlug. Da er aber mit seiner Frau und einer Tochter allein war, so konnte er nach seiner Art ganz gut leben. Da er vom Lande in die Stadt gezogen war, hatte er seine Lust am Gesang der Vögel und überall in seiner Wohnung erblickte man Stare, Drosseln, Amseln usw., welche allmorgentlich so fröhlich sangen, daß die ganze Nachbarschaft im Schlafe gestört wurde. Dem Schneider gegenüber wohnte ein Schatzbote, ein herzoglicher Steuereinnehmer, welcher des Morgens gern lange schlief. Dieser Herr war von stolzer, hochfahrender Gemütsart und er verbot dem Schneider seine Liebhaberei. Der Schneider behauptete, Herr in seinem Hause zu sein und trotzte dem Schatzboten. Als letzterer nichts ausrichtete, lud er den Schneider vor den Richter. Dieser hörte die Streitenden an, war aber genötigt, den Schatzboten abzuweisen. Damit war aber die Feindseligkeit zwischen den beiden Nachbarn keineswegs aus der Welt geschafft.

Des Schneiders Töchterlein, ein holdseliges Mädchen, hatte auf das Herz des jüngsten Sohnes des Schatzboten einen tiefen Eindruck gemacht. Das Verhältnis der jungen Leute — Fritz und Gertrud — wurde bald zum innigsten Herzensbunde. Das gewahrte der Schatzbote eines Morgens zu seinem größten Schrecken und sann auf Rache. Er ließ sich einen großen Käfig verfertigen, der bereits am nächsten Morgen über der Türe hing. In dem Käfig befand sich aber ein Ziegenbock, der durch sein Mäckern bald Jung und Alt in der Siegburgergasse versammelte. Jedermann wußte von dem Streite der Nachbaren und ging nun auf die Hohnneckereien des Schatzboten ein, die den guten Schneider gar nicht mehr zur Arbeit kommen ließen. Der Vater tobte, die Tochter weinte, da sie sich als allgemeine Zielscheibe des Gespöttes sah. Der Geliebte der Tochter versuchte alles bei seinem Vater, die Sache beizulegen, wurde aber mit Vorwürfen verjagt. In seinem Grame hatte der Schneider nur den Trost, daß der Bock nur kurze Zeit in dem Käfige gehegt werden könnte. Aber auch dieser Trost wurde durch den Schatzboten vernichtet, da er statt des lebendigen einen geschnitzten Ziegenbock über seiner Tür anbringen ließ. Jetzt sah der Schneider ein, daß an keinen Frieden zu denken sei; er demütigte sich daher und versprach, seine Vögel abzuschaffen. Aber nun wollte der Schatzbote nichts von Versöhnung hören. Seinen Sohn sandte er nach Köln, um die Kaufmannschaft zu erlernen.

Nicht lange hatten die Sachen auf diesem Fleck gestanden, als der Schneider eines Morgens verschwunden war. Sein Haus war und blieb ge-

schlossen. Mit Vögeln, Weib und Kind war er in die Ferne gezogen. Der Schatzbote hatte gesiegt und zum Zeichen seines Sieges ließ er den Ziegenbock über der Türe stehen. Die ganze Stadt lachte über den geprellten Schneider, ohne den tiefern Gründen nachzuforschen.

Der arme Fritz aber trauerte um sein verlorenes Lieb. Jahre zogen dahin, ohne den Jüngling zu trösten. Aber noch größeres Unglück war ihm beschieden. Sein Vater starb plötzlich. Die Obrigkeit bemächtigte sich seiner Bücher, prüfte sie und glaubte Unterschleife entdeckt zu haben. An dem Haus und dem Hausrat des Verstorbenen hielt man sich schadlos und Fritz blieb am Ende nichts.

Es war Abend. Fritz sollte mit der Frühe des nächsten Tages das Haus seiner Väter verlassen und es dem neuen Ankäufer, einem jüdischen Geschäftsmann aus Deutz, überliefern, welcher dasselbe im Auftrage einer reichen Dame gekauft hatte. Eben hatte er der Vergangenheit gedacht und beschlossen, das bewußte Sinnbild vom Hause abnehmen zu lassen, als eine verschleierte Dame, von einem Diener begleitet, eintrat. Die Dame forschte nach seinem Unternehmen und stellte ihm, als sie dessen innersten Beweggrund durch eine Menge von Kreuzfragen hervorgelockt, die seltsame Bitte, ihr das Tier abzutreten. Lange widerstand er, bis ihm endlich die Dame gelobte, das Tier nur in ihrem Hause aufstellen zu wollen. Sie waren bald handelseinig und das Tier sollte heruntergeholt werden. Da bat sich die Dame eine Unterredung mit Fritz aus, trat mit ihm in die Stube und schlug ihren Schleier zurück. Laut schluchzend fragte sie: „Fritz, kennst du mich nicht mehr?“ Fritz stand wie ver-

steinert: Gertrud stand vor ihm. Als sich beide von ihrem Erstaunen erholt hatten, erzählte Gertrud, wie es ihnen anfänglich nach der Abreise schlecht ergangen, bis sie durch eine Erbschaft aus Indien zu großem Vermögen gelangt seien. Der Vater sei bald darauf gestorben. Sie habe nun das Haus kaufen lassen, welches er, Fritz, fortab mitbewohnen sollte. Der alte Bund ward sogleich erneuert, Friedrich und Gertrud schwammen in Glück und Seligkeit und die Vögel des seligen Schneidermeisters hingen bald lustig an den Fenstern neben dem Ziegenbock. Dieser blieb seitdem stehen als Zeuge des heftigen Streites der Väter und der innigen Versöhnung der Erben.

Der heil. Remigius in Wittlaer.

Monatsschrift des berg. Gesch.-Ver. II, 111.

Zu Wittlaer bei Kaiserswerth war es seit alter Zeit üblich, bei der Fronleichnamsprozession das Bild des heil. Remigius (des Schutzpatrons der dortigen Kirche) auf einer Tragbahre durch vier Männer umtragen zu lassen. Einst geschah es nun, daß einer der vordern Träger nicht Schritt hielt und dadurch seinen Hintermann ungebührlich belastete. Dieser ergrimmte darüber, schlug zu und versetzte dem lässigen Träger eine tüchtige Ohrfeige. Der Getroffene, in der Meinung, St. Remigius habe ihn selbst geschlagen, warf die Bahre zur Erde und rief:

Sant Remeß,
Dat du et weß:
Kannst du schloen,
Kannst du ouch gohn.

Die Konjunktur. (Barmen).

Mündlich.

Als einst König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen zu Besuch im Wuppertale weilte, wurde ihm die Färberei des Herrn W. gezeigt. Nachdem der König den ganzen Betrieb mit dem gebührenden Interesse in Augenschein genommen hatte, wandte er sich an dem ihn führenden Besitzer mit den Worten: „Wie stehts mit der Konjunktur?“ Der Angeredete, ein biederer Bürger, der seine Färberei besser als die Fremdwörter kannte, erwiderte ruhig: „Wir brauchen nur Krapp, Schmack und Schopsk — — — — — —“, denn er war der Meinung, Se. Majestät habe ein neues Färbemittel in Vorschlag bringen wollen. Helles Entsetzen malte sich ob dieser Entgegnung in den Gesichtern des Gefolges, welches hinter dem König stand. Einer der Herren faßte sich augenblicklich, trat militärisch grüßend vor und bemerkte: „Technische Ausdrücke, Majestät.“

Er hatte indertat das Richtige getroffen.

Der Hergotthändler.

Mündlich.

Auf einem Jahrmarkt (hierzulande Kirmes genannt) hatte auch einst ein Holzschnitzer seine Bude aufgeschlagen. Namentlich bot er Heiligenbilder und Christusfiguren zum Kaufe an. Neugierig drängten sich die Kinder heran, um ehrfurchtsvoll die „Hergöttchen“ anzustaunen. Als sie sich nun näher um den Stand drängten, wehrte sie der Besitzer ab und rief ängstlich: „Gont weg,

Kenger, gestern es meck noch en Herrgöttschen tum Döiwel gegangen!"

Der falsche Ton. (Barmen).

Mündlich.

Ein Reisender stand einst in einem Laden, um seine Muster anzubieten. Auf einem Stuhle hatte er seine Herrlichkeiten ausgebreitet. Als er sich tief bückte, um einige schöne Stücke ins beste Licht zu rücken, entfuhr ihm ein Leibeswind. Das war ihm sehr fatal, um so mehr, als 2 junge Damen vor ihm standen, welche alles genau musterten. Er rückte schnell am Stuhl, räusperte sich und suchte auf alle Weise ein dem natürlichen ähnliches Geräusch hervorzurufen. Die Damen bemerkten sein Bemühen wohl; lachend riefen sie ihm zu: „Lassen sie es nur; denselben Ton bringen Sie doch nicht heraus."

Die lederne Boxe. (Lüttringhausen).

Mündlich.

In Lüttringhausen gab es vor langen Jahren eine gutgehende Weinwirtschaft. Die Besitzerin, Frau L., stand eines Tages im Begriff, auszugehen, um einen Besuch abzustatten. Sie hatte ihren besten Staat angelegt und über die an rauhe Arbeit gewohnten Hände Glaceehandschuhe gezogen. Da trat der alte K., ein reicher aber sehr derber Remscheider, ins Schenkzimmer, um sich einen auf die Lampe zu gießen. Als er die Handschuhe der Frau L. sah, blinzelte er verständnisvoll, denn dergleichen war ihm in der Seele zuwider. Er

fragte die Frau: „Nun sagen Sie mir, liebe Frau L., warum tragen Sie denn eigentlich die Henschen?"

„Ja, Meister", erwiderte diese, „damit verdecke ich meine rauhen Hände!"

K. entgegnete: „Min Vader hat alt twei Jôr en lederne Boxe gedregen on wor doch noch rauh vörm A . . . . es he storv."

Sprachs und ging davon.

Hieleng. (Lüttringhausen).
Mündlich.

Einst wurde in Lüttringhausen „Hieleng" gefeiert, jene Vorfeier der Hochzeit, welche das Bergische Land bis heute noch beibehalten hat. Viele Personen waren zu dem frohen Abend geladen. Ein nicht ganz junges Ehepaar hatte keine Lust, teilzunehmen. Ablehnen konnten und mochten die Leutchen aber nicht. Darum schickten sie ihre halbwüchsigen Kinder, Louis und Paulinchen, an ihrer Statt.

Das Fest nahm einen fröhlichen Verlauf. Es wurde unter andern tüchtig gegessen uud getrunken. Als die Eltern am nächsten Morgen ihre Kinder fragten, ob sie sich gut unterhalten hätten, sagte der Bursche: „Wir haben viel Freude gehabt. Paulincheu ist zweimal und ich dreimal auf dem Abort gewesen".

Dem Einen sinnen Dud,
Es dem Angern sinn Brud. (Solingen).

Als Beispiel zu dem Sprichwort:

„Dem Einen sinnen Dud,
Es dem Angern sinn Brud!"

erzählt man folgendes:

Ein Pastor sang einst:
Der Tod ist mein Leben,
Sterben mein Gewinn.
Da sprach der Küster für sich:
„Et es aug minnen Schaden nit!"

Luhbachs Janns Rauh. (Solingen).

De Luhbach said, hä weul séch bestaden, da' köm he en Rauh.

Hengenoh kom he ens getrokken on hadd ei Kenk o'm Arm, ein am Nakken on de Koh am Seil.

Do said der Pia: No, Jann, böß Du no en Rauh?

I—o, said der Jann.

Das teure Herrgöttchen (Solingen).

En Frau woul séch te Kävelar ein Herrgödschen gailen. As sie èhr dafür 'nen halven Drüthener afforderten, word se wödig on rép: „Watt! 'nen halven Drüthener für sunn Dr. — — Herrgödschen?"

Dütsch. (Solingen).

É Paar Burschlüddscher krégen Franzusen en't Quatier. Aes de Frau no hèn on hèr géng, ènn get te éten to maken, do lét se er einen striken.

„Schammst Du déch nit für den Lüdden?" said de Mann.

„O, de verstond jo gein Dütsch", said de Frau.

Einfalt. (Solingen).

Aes der Jong en de Fremde kom on tom irschten Mol Schlot èten soull, do said hè: Nä, mi Moden wor en arm Frau, èver se kochden doch dat Moos gar."

Sich rein waschen. (Solingen).

„Moder, wo es de Seipe?" rép èt Weit, „eg well èt Schlot wäschen." Et hat gerad Freier do, de saulen hüren, datt et die Hushaulong verstong.

Ungerechte Bevorzugung. (Solingen).

Et wor ens e'nen Mann, de hadd'e Kanalgen-Vögelschen én der Stofen heröm flégen. Aes se do ens am èten woren, do flog dat Vögelschen em op den Teller on makkde em wat drop. Des lachden der Mann. Oever dat Lachen word de Frau bös on said: „Dat söull éch ens gedoun hann!"

Vorsicht. (Solingen).

Dem Mann storf de Frau af. Äs se begraven werden soul, do stoten de Dräger met der Lad gän den Dührenpost. Dat gov sunnen Schnukk, dat de Frau wir bei kom.

Äs de Frau do noh ein paar Johren noch ens storf, said der Mann: „Nemmt öch noh in Aite, dat ihr nit noch ens anstutt."

Verschiedene Interessen. (Solingen).

Äs èt rähnden said der Jong: „Dat és wall Wèder für mi Mohrsch Kühl, èver nit für mi Fahrsch Heu.

Das Wurschten. (Solingen).

Der Mann woul séch èt Wurschten kommod maken. Do gov hé dem Fèrken korz für'm Schlachten all dat gód Tüg te frèten, dat men söß en de Därm deit, on dait, dann wören de Wörscht glik ferdig. As he hengennoh gefrot word, wie èt mit dem neumodischen Wurschten gegangen wör,

said hé: „De Kazze on der Honk mauten se nitt, on èt hadd Last, datt ég sè selver maut.“

Der Hühnerhandel. (Solingen).

N' fremden Kèrl kom bei en Burenfrau on woul èhr de Hohner afgailen. Äs se me'm Pris eins woren, said der Kèrl op eimol: „O, ég ben geweß mi Gaild vergéten.“ Do said de Frau: „Da kann ég öch auch de Hohner nit metdonn.“

„Wétt ihr watt“, said do der Kèrl, „ég well de Hohner metnehmen on loten öch den Hahnen tom Ungerpang he, da 'sied ihr sécher“.

De Frau sag dat enn.

Der Kèrl nahm die Hohner met, häd ever den Hahnen nit geholt.

Haltbar. (Solingen).

„Dat es su'n stark Kleidertüg“, said der Heusirer für èt Weit, „et häult iewig; on wenn èt verschléten es, kannst Do Dir noch 'nen Jup dervan maken.“

Zur Plage geboren. (Solingen).

Äs der Drikkes, der alles donn moß on des Kommandierens gewènnt wor, krank on verschléten wor, do word hè bang, hè möß stèrven. Do kom der Paschtur on woul em tröſten on said, em Hemmel krèg hé et besser. „O“, said der Drikkes, „èt möß Wonger sinn, sös hésch èt do ouch: Drikkes! schur de Mond, sték de Stären an on hölp get donnern“.

Andere Meinung. (Solingen).

Äs der Buhr den neuen Hof gegoulen had, do led hè de 'Paschtur komen, datt der ém de Failer

ensèhnden. As der Paschtur domit prat wor, said hè, datt men sèch wongern wörd, wie èt noh wahßen wörd op dem Lang. Do said der Knait, hé gläud, Kohdrekk wör besser.

Umsonst[1]). (Solingen).

Et wor ens Demmes, dè had en nette Mespelnlod em Gärtschen, de keppden hé séch fürséchtig on woul sich overt Johr 'nen netten Stock dervan bähen. Hä wor ever bang, sé stöhlen em den Stokk af, äs hé gòd wor. Wat däht hé do? — Hä bong séch èn Schellschen oven dran on dait, no könn hè hüren, wan èm Einer dra' köm. Op einmol ens des Oves, äs hè èves em Bed wor, do ging et: Klingelingeling; on ieh äs hè de Boxe anen had, wor de nette Méspel met zammt dem Schellschen fort.

Leidwesen. (Solingen).

Der Jong said: Der Dokter meint' wan èt mi Fata duhr den März brait, dan géng èt noch éns; èver do häd en der Düfel noch em Mai gehollt.

Der geschickte Uhrmacher. (Solingen).

Nen ber'schen Lotterbov kom noh Hökeswagen. Do hé hongrig on durschtrig wor, kihrden he èn é Wirtshus én. Sinnen Gaildbüdel hadd èver de Uttehrong. Äs hè én de Werthsstov kom, sog hè, datt der Langgänger stell stong. Do said hè für de Werthsfrau he wör 'nen reisenden Uhrenmäker, of hè èr nit de Uhr wir an't Gonn maken söul für en Bésken Kost on Drank. De Frau

[1]) Man vergleiche Peter Leu, Schwankgedicht des 16. Jahrhunderts, Reclams Universalbibliothek Nr. 2809, S. 90.

wor des fruh. Do gof hè se'g an't Utereindonn on an't Blosen, dotöschen datt hè séch den Balg voll frot. Am Eng said hè: Sedd Frau, no gaid se wier, dött Rad wor tevöll drénnen; deswegen konn de Uhr nit gonn. De Frau schlog de Häng tehoupe für Verwongerong, on hé däht séch duhr de Körd. Hè hadd èkkersch éns düchtig an den Bermendikkel gestoten.

Daniel on Oberam (Solingen).

Der Daniel said für den Oberam: „Ég wéll még bestaden". Do said der Oberam: „Dat donn, Daniel; on wa' du mir da 'dernoh fähs, datt èt god geid, da 'wéll ég èt ouch donn:" En Tidlank dernoh frohden der Oberam: „Wie geid èt Bestaden, Jong?" „Et geid staats, Jong, said der Daniel. Do bestaden sech der Oberam ouch. Aes dem Oberam sin Wèkkwèken reits öm woren, do said hè für den Daniel: „Sagg, Du häs méch ouch belogen; ét geid verdammt schlaid met dem Bestaden." „Bös stéll, Oberam", said der Daniel, „wir métten èr noch mieh drankriegen!"

Der schlagfertige Geistliche (Solingen).

Einer, der 'nen Paffen optrèkken woul, froden em: „Wat de Jakobsleider nüdig gewesen wör, do de Engeln doch Flögeln hädden." Der Paff wor èver nitt full on said, de Engeln wören gerad en der Mute gewesen.

Die Königswahl der Vögel (Solingen).

De Vögel kòmen benein, séch 'nen König te maken. Se makden ut, wèr am hökſten flégen könn, seul ihr König sinn. Do flògen sé all op.

Dat Königsken evver, dat nit huh flégen kann, on ekkersch get en den Hägen heröm fuppt, kròp dem Adler sier onger dèn Flögel, datt èt auch métkom. Der Adler koun et am höhsten. Äs hä et no nitt höher koun on meint, hä wör König, do futschden èt Königsken em onger dem Flögel dènnen on flog noch é Spierken höher on rép: „Eg ben König; eg ben König!"

On dat röpt èt noch emmer, sös meint èt, mé wößt et nit.

Der kluge Mann (Solingen).

Et wòr ens 'nen Mann, dä dronk er séch gèrn Einen, evver èt wòr èr Einen, dä nitt Här över séch selver wòr. Hä had én god Frau. On de hòlden em des Oves 'nen Schobben. Dovan moß hä evver get 'em Buddel lòten für morn. En der Nait do word de Frau wackerig on hörden ihren Mann wier en't Bett komen.

„Wo bös de gewesen", said se.

„O", said hä, „eg hann den Budel fort an utgedronken; eg wòr bang, hä meut verlöschen.

Ein anderes Ding (Solingen).

'Nen Mann hadd sin jong Frau so lev, datt hé said, he käun sé opeten. Do fengt hé ens en Hoor èn der Kost on wißt dat sinner Frau.

„O, dad és van mir, wad soul dad? Du ma's méch jo ganz opèten; wad donn éch dann ekkersch met 'nem Hoorspier."

Die kochenden Erbsen (Dönberg)

Mündlich.

Im Dönberg lebte einst eine Hebamme, welche einen Sohn hatte. Eines Tages wollte sie zur

Kirche gehen und sprach zu ihrem Sohne: „Gib gut acht auf die Erbsen mit der Wurst; rühre gut um; ich will zur Kirche gehen! Der Junge versprach, sein Möglichstes zu tun und die Mutter ging. Der Junge rührte und rührte und zwar so stark, daß bald ein Loch im Topfe entstand, durch welches die Erbsen nach und nach ins Feuer hinabrollten. Voller Angst sah er zu, aber folgsam gegen die Anweisungen seiner Mutter rührte er weiter. Als aber das Loch größer wurde und auch die Bratwurst schon tief hinabgerutscht war, übermannte ihn die Angst. Er ließ alles im Stich und rannte, so schnell ihn seine Beine trugen, zur Kirche. Atemlos öffnete er die Tür. Der Pfarrer, der gerade im besten Zuge war, bemerkte den Störenfried und rief ihm leise zu: „Pst, pst!" Aber der Junge rief: „Ach was, jetzt gibts Wichtigeres als Pisewittchen zu machen; die Erbsen laufen ins Feuer und die Bratwurst hängt im Loch!"

Der siegreiche Ochse (Elberfeld).
Am 23. Februar 1833.

Es zog den hohlen Weg hinan
Ein Bataillon Soldaten,
Gemess'nen Schrittes Mann bei Mann,
Dem Belgier, der der Zucht entrann,
Die Ordnung anzuraten.
Die Trommel schallt, die Pfeife klingt,
Da stellt sich — wie verwegen!
Ein Ochs, den man zum Schlachthaus bringt,
Dem Bataillon entgegen.

Der Trommel Schall, der Pfeifen Ton,
Sie mochten schlecht behagen

Des Westerwalds gehörntem Sohn;
Es klingt ihm wie ein feindlich Droh'n,
Und mutig, ohne Zagen,
Reißt er sich los und sprengt einher
Auf die von Schreck Erstarrten
Die aufs Kommando: „Fällt's Gewehr!"
Diesmal nicht lange harrten.

Trotzdem durchbricht er ihre Reih'n,
Reißt die Soldaten nieder;
Dem fährt ein Bajonett ins Bein,
Dem krachen auf des Pflasters Stein
Die hartgetroff'nen Glieder;
Mit einem Tschzako auf dem Horn,
Ein ehrlich Siegeszeichen,
Stößt er sich Bahn; vor seinem Zorn
Die Krieger gern entweichen.

So stürmt er durch die Reihen hin,
Und Puffe rings verteilend
Trifft er die Marketenderin,
In seinem frevelhaften Sinn
Sie auf der Flucht ereilend.
Er wirft sie nieder, tritt auf sie,
Und brüllet mit Behagen,
Bis die Soldaten ihn mit Müh'
Von seinem Posten jagen.

Das war ein Kampf! Ihn konnten nicht
Bestehn die tapfern Krieger;
Denn wenn verspottend Strick und Pflicht
Ein Ochs, wie der, die Schranken bricht,
Wer bliebe da wohl Sieger?
Es ging des Sieggekrönten Lauf
Durchs Island bis zur Brücke;

Dort fing ihn Meister Mintert auf,
Der guten Stadt zum Glücke.
Ed. Liesegang.

Ein Schalksstreich. Marienberghausen.
Firmenich, Germaniens Völkerstimmen, I, 518.

En em Hoff em Homborgeschen wohenten zween Jongen, die alle bey veerzeh Johr alt woren. Dües Jongen woren go Fröng zesamen. Eener van den zweien konnt ser got schwemmen, aver de anger konnt et gar net. We et no es warem Weer wor, do sat de Jong, de got schwemme konnt, für den angern: Komm! mir wellen es en et Wasser gon; on do gen de anger och met. We se no em Wasser woren, do bong de Schwemmer dem angere Jongen en Sel öm et Lief, on leß en do so en en depe Kömpel gon. Dobi sat he em, he wööl en an dem Sel halen, dat he net verdrenke könnt. De Jong leß sech dat och all gefallen, on geng mem Strecke em et Lif en et Allerdepste. We e no recht em Depen wor, do leß de anger Jong det Sel loß, on de em Wasser wär bal versoffen. M'r kann sech no liets vürstellen, dat de arem Jong areg en de Angst kom. He wor och van der Zitt an so bang vür em Wasser, dat he gar nett mee dre geng.

De Kaatespieler. Homberg.
Firmenich, Germaniens Völkerstimmen I, 415.

Et woar 'nen Buur, de hatt' 'nen Kneit, de so gän en der Kaat spelden. He kann döckes nit wachten, bös der Sonndag kwom. Dösse Kneit moß ens en et Feild, öm en Kaar Klie te holen. Aes he die Kaar nöckes voll hatt', krieg he son

onbändige Lost, e Spellschen te maaken, dat he sech nit twengen kann. He nom de Kaarenhack un stock se en de Säd, nom sin Kaat, meschte se, gof un feng an de spelen. Awer we gewonn? de Kneit? jo, Hustekuaken! die Hack gewonn ein Spellschen nom angern. Do kiek de Kneit en de Höh un soch de Hack vörüwer stonn. Do wuade he bletzig un riep: „Schendoos, dat dank dir der Deuwel, du sühst mer en de Kaat!"

De Hiätjong te Düssel.

Firmenich, Germaniens Völkerstimmen I, 423.

Buräfrau.

Hans Hendrich, treck de Kiedel an!
Du saus ens jonn nomm Kapelan.

Hiätjong.

Jo, Frau, dat sall em Bleck geschenn,
Dat eß so räit no minnen Senn.
Sall ech da Welm sinn Bocks antrecken?
Die minn eß ganz voll Ohligsflecken.

Buräfrau.

Dat donn du mär, die steit dech jut,
On nömm us Piäter sinnen Hut,
On do dinn blo Kitzwahmes bei,
Dann eß em janzä Kiäschpäl hei
On och em janzen Bergschelang
Kei Mehnsch so stats van dinnem Stang,
Nu paß ens op! ech ha för't Fest
Dem Hähr 'ne Schruthahn fett gemäst,
De saus du äm nu etzig brengen.
Nu sag ech dech vör allen Dengen,

Stell dech bei äm mär nett on jut,
On nömm en betz dinn Häng den Hut
On sag: „Jän Dag, Hähr Kapelan,
Minn Frau scheckt öch nä fetten Hahn."
Motz du dann vlechs noch bei äm eten,
Da motz du äwwer nit vergeten,
Dat du do bei 'näm Hähren böß,
On läg de Knök nett op den Dösch.

Hiätjong.

Jo, Frau, ech sall mech alles merken,
Ech si so bott nit äs ä Ferken.
Janz nett sall ech minn Saak bestellen,
On, wann ech wiär kuhm, öch vertellen,
Wat mech de Kapelan gesait,
Äs ech de Schruthahn äm gebräit.

De Jong kohm baul met Sack on Hahn
Am räiten Huhs en Düssel an.
He stong nit lang do vör der Dühr.
He kloptä met Gewault dervür,
On äs äm opa woät gedonn,
Sog he än Aul do vör sech stonn.

„Du Muhldiehr, wat ramuhrschdä, sag?"
„„Hähr Schruthahn, ech sag öch jän Dag!
Minn Frau scheckt öch 'nä Kapelan,
De ech för öch em Sack hei han.""

„Noä Jong, dat eß än anger Koän,
Do het dinn Frau jo räit gedonn.
Da saus du Meddag met us haulen,
De Sack sall ech dech da wall faulen."

„Dat het die Frau mech auch gesäit,
Wenn ech de Hahn hei no öch bräit,
On säul dann hei ens met öch eten,
Dat müßt ech jo mär nit vergeten.""

Et eß mech jut, die Tit kohm an,
On domet auch de Kapelan.
Die Aul die bräit gebrohde Fesch,
On malk satt sech nu bei den Dösch.

Äs sie nu sohten so be' nein,
Läit Hendrich allebetz sinn Bein
Janz neulich op den Dösch dohenn.
„Biäst", riepen Betz, „wat fällt dech enn?"
On flugs krieg än die Aul beim Kopp
On schmiet dohenn, pladatsch! den Tropp.

„„Hau, hau!"" säit he, „„dont jött Gewault?
Minn Frau het mech dat suä bestault,
Minn Knök säul op den Dösch ech legen,
Dat müß män donn va Schangä wegen.
Mar' Josepp, weh hätt' dat gedäit,
Dat einem dat beköhm so schläit?
Dutt mech de led'ge Sack mär heer,
Dat ech mech hei van dänne scheer'
On laup' mär heim no usser Frauen,
Do ka män eten doch met Rauen.

Der kartenspielende Esel. Deilbach.
Aus dem Volksmund.

Ein Bauer in der Winzermark bei Hattingen hatte einen Esel viele, viele Jahre. Endlich vermochte der Esel keine Arbeit mehr zu verrichten,

und der Bauer beschloß, das ausgediente Tier auf den Markt zu bringen, um es zu verkaufen und einen neuen Esel zu erhandeln.

Eines Morgens machte sich unser Bauer mit seinen Grauschimmel auf den Weg. Er schritt tapfer voran und zog den Esel am Strick nach. Wollte der Esel nicht schnell genug traben, so schlug der Bauer mit seinem langen Stabe, ohne umzuschauen, rückwärts.

Der Weg führte unser Bäuerlein, das nebenbei auch schlecht sehen konnte, auf einer längeren Strecke durch einen Wald. Da saßen zwei Studenten, der Schelmenstreiche voll, am Wege. Als sie den Bauer so daher ziehen sahen, und den Esel hinter ihm herwanken, sprach der eine Student zu seinem Gefährten: „Wir wollen dem Bauer den Esel stehlen!“ Der andere fragte verwundert: „Wie sollen wir das machen? das dünkt mich unmöglich!“ „Gib nur acht“, versetzte der erste; ich schneide behutsam den Strick entzwei und halte ihn fest, während du dich mit dem Esel in die Büsche schlägst!“

Sie führten den Plan genau so aus, und der Bauer zerrte schon lange den Studenten am Seil, ohne es zu ahnen. Einmal schlug nun der Bauer wieder rückwärts. Da schrie der Student laut auf. Der Bauer, verwundert über die Stimme, welche der des Esels so wenig ähnelte, dreht sich voller Verwunderung um und ruft aus: „Mein Gott, was habe ich da am Strick?“ Der Student aber erwiderte: „Du mußt es nicht übel nehmen, daß ich in dieser Stunde wieder ein Mensch geworden bin. Lange Jahre habe ich dir als Esel gedient; zu einem Esel wurde ich einst wegen

meines leidenschaftlichen Kartenspiels verwünscht". „Ja", sagte der Bauer, „du hast mir lange Jahre als Esel treu gedient. Hier hast du einen Doppel-Louisd'or. Nun spiele aber nicht mehr Karten."

Das Beste versprechend und sich höflichst bedankend ging der Student seines Weges; dieser führte ihn aber zum nahen Markte, wo sein Gefährte mit dem Grauschimmel wartete. Es dauerte gar nicht lange, so war das Tier zu Geld gemacht.

Mittlerweile kam auch der Bauer herbei, um einen neuen Esel zu erstehen. Nach längerem Mustern gewahrte er seinen alten Esel wieder. Er trat zu ihm heran und sagte: „Dich kaufe ich nicht wieder. Hast du schon wieder Karten gespielt?"

Der geriebene Schneider zu Elberfeld.

Aus dem Volksmund.

In Elberfeld lebte einst ein Mann, der keine Angehörigen und Verwandten hatte, aber sehr reich und steinalt war. Die letzten Jahre seines Lebens wohnte er bei einem Wirt; dieser und sein Schwager besorgten seine Bedienung.

Einst fragte unser Wirt den alten Herrn, ob er auch seiner für seine treue Pflege in seinem Testament gedenken würde. „Gewiß", antwortete jener, „ich werde nächstens mein Testament machen, und euch wohl bedenken." Aber als einige Tage später der Wirt dem Alten sein Essen geben wollte, war letzterer tot, ohne ein Testament hinterlassen zu haben. Das schmerzte den Wirt ungemein. Doch er faßte sich bald und holte seinen Schwager herbei, mit dem er beriet, was zu tun sei. Sie beschlossen, vorläufig den Todesfall geheim zu halten,

vielmehr einen Schneider, welcher in der Nähe wohnte, und welcher die größte Ähnlichkeit mit dem Verstorbenen hatte, die Stelle des letzteren spieeln zu lassen, um ein Testament aufzusetzen.

Das Schneiderlein kam und legte sich zu Bett, sich aufspielend wie der Verstorbene. Bald erschien auch der Notar, zu welchem man einen Boten geschickt hatte. Er traf sofort Anstalten, das Testament aufzunehmen. Auf des Notars Frage, ob er seinen langjährigen Pflegern, dem Wirt und dessen Schwager, ein Legat aussetzen wolle, erwiderte er: „Gewiß; der Wirt soll 500 und sein Schwager 200 Taler erhalten.“ Alles Zureden des Notars, bei seinem großen Reichtum diesen beiden Männern eine größere Summe auszusetzen, half nichts; er weigerte sich hartnäckig, bestimmte aber den Rest seines Vermögens für den armen Schneider (sich selbst). So wurden die beiden Betrüger überlistet, und durften ihren Ärger nicht einmal Ausdruck geben, da sie sonst nichts bekommen hätten, sondern obendrein schwer bestraft worden wären.

Der große Fisch von Heisterbach.

Aus dem Volksmund.

Der Halfe zu Heisterbach und der Halfe zu Oberpleiß waren reiche Leute. Der Halfe von Oberpleiß hatte 24 Pferde auf seinem Gute. Dazu besaß er einen sehr schönen Schimmel, der weit und breit berühmt war. Aber der Halfe von Heisterbach hatte ebenfalls einen prachtvollen Schimmel. Jeder der Halfen hätte nun gern den Schimmel des anderen gehabt, um ein Paar der

selten schönen Tiere zu besitzen. Aber keiner war gewillt, sein Tier dem andern zu überlassen.

Eines Tages hatte der Halfe von Oberpleiß in Honnef ein Geschäft zu erledigen. Bei der Rückkehr kam er am Kloster zu Heisterbach vorüber. Dort herrschte große Aufregung, denn man hatte eben einen der großen Fischweiher abgelassen und einen auffallend großen Fisch gefangen. Der Halfe von Heisterbach forderte seinen Freund aus Oberpleiß auf, diesen gewaltigen Fisch in Augenschein zu nehmen; im geheimen freute er sich, was für ein erstauntes Gesicht dieser machen würde. Aber dieser war gar nicht überrascht und meinte sogar, er sei überzeugt, daß sein Schwager diesen Fisch auf einmal verzehren würde. Das schien dem Halfen von Heisterbach doch schier undenkbar, und er setzte seinen schönen Schimmel zum Pfande, daß solches ganz unmöglich sei. Der Halfe von Oberpleiß blieb indessen bei seiner Behauptung und endlich schloß man eine förmliche Wette ab, daß, wenn der Schwager des Halfen von Oberpleiß am nächsten Tage den Fisch nicht gänzlich verzehre, jener seinen Schimmel an den Halfen von Heisterbach abgeben solle; würde der Schwager aber das Wagestück fertig bringen, so müsse der Halfe von Heisterbach seinen Schimmel an den Halfeu von Oberpleiß ausliefern.

Darauf zog der Halfe von Oberpleiß seine Straße. Noch an dem nämlichen Abend benachrichtigte er seinen Schwager, sich am nächsten Morgen, bevor er gefrühstückt habe, bei ihm einzufinden. Pünktlich erschien der Schwager. Aber der Halfe dachte, gibst du jetzt deinen Schwager ein Frühstück, so schlägt das Unternehmen mit

dem Fisch fehl und du kommst nicht zu dem Heisterbacher Schimmel. Um den Schwager zu zerstreuen, zeigte er ihm Feld und Hof, Scheune und Stall. Zuletzt führte er ihm seine Füllen vor und teilte ihm nun mit, warum er ihn habe rufen lassen, und daß er ihm kein Frühstück gebe, damit er die Wette gewinne. Sorglos meinte der Schwager, ob der Fisch denn größer sei als das Füllen, sonst könne er ihm nur unbedenklich ein Frühstück vorsetzen, denn er habe entsetzlichen Hunger. Das mußte nun unser Halfe verneinen, und er gab jenem, wenn auch mit besorgtem Herzen, ein Frühstück. Dann machten sich beide auf den Weg nach Heisterbach. Hier waren alle Vorbereitungen zum Schmause aufs beste getroffen, und der Schwager befand sich bald in voller Seligkeit. Aber wie staunten die Köche und Mägde, und vollends der Halfe von Heisterbach, als der Mann erst seinen Leibgurt löste, und sich nun weitete wie ein Berg. Noch mehr aber erstaunte der Halfe von Heisterbach, als der große Fisch in diesem schier unermüdlichen Magen in kurzer Zeit verschwunden war. Aber der Hunger des Mannes war doch noch nicht gestillt. Verlangend schaute er sich nach allen Seiten um, und meinte endlich kleinlaut: „Ich möchte gern wissen, ob der große Fisch bald käme.“

So hatte er die Wette für seinen Schwager glänzend gewonnen. Der Halfe von Heisterbach mußte seinen schönen Schimmel den Halfen von Oberpleiß herausgeben, und schmunzelnd zog dieser mit seinem Schwager und dem Schimmel heimwärts.

De Wolf. Kettwig.

Firmenich, Germaniens Völkerstimme, I, 414.

'N Bur hatt 'n Wolf gefangen. Äs he 'n nu doatschloon waul, goaf de Wolf öm sso völl godd Wöat, he säul öm doch et Lewen förr detmool looten, he wäul öm auk nedd mär schaën.

Dat säul di waal gefallen, Manneken, sagg d'm Bur, awer do kömmt nicks van, eck well di lewer de Kopp enein schloon. Wann eck di loß loot, dann territz du mi doch min Schööp, on do well eck die Stöckske förr steken. Sonn Beterong, äs du se föarhes, kann mi nicks nötzen. O lewer Hemmel, sagg de Wolf, eck din Schöp territen? Süch, eck versprek di, gar kei Fleisch märr te freeten; Krüder well eck mi söken on Wotteln käuen. On wan eck es argen Honger op Fleisch häbb, dann well eck mi 'n Fesch fangen.

D'm Bur leet sich bekallen, on leet 'n op det Verspreeke laupen.

Nu geng de Wolff widder, on woar froa, dat he sso gneadig dervan gekomme woar. Op eimol soag he e Värke vam Bur, dat sich am Hoff en'n Dräckpoat löstig mackt'n. Ha, reep'e, dat eß wat Goddes, dat well eck mi te Herz'n nehm'n.

En däm Dräckpoat eß Water, on dat Dier do eß en Waterdier, on en Waterdier eß 'n Fesch, on'n Fesch darf eck freeten, dat häbb eck mi jo föarbehaulen.

He mi auk nedd ful, mir nicks, dir nicks, dröwer heer, on gefreeten, dat öm de Mul schümd'n. d'so heel de Wolff ssi Verspreek'n.

Wöar d'm Bur nu sso klook gewees, on hätt Sm Wolf d'n Heankasten enein geschlagen, dann hätt he auk ssi Värken behaulen.

Dä Gerichsverwalder. Geistingen.

Firmenich, Germaniens Völkerstimme I, 515 f.

Gerichsverwalder Veit, dat Schrecken armer Bueren,
Drog sengen decken Buch övver Land,
On rehf, we er von Rähnschueren
'N Bächelchen ageschwollen fong,
Dä nötsten Bueschmann: „Mein Lieber,
Kommt her und tragt mich da hinüber!"
Dä Buer kom em flöcken Lohf.
„„Gnädiger Här, glich well ech Öch
Zom Liefpäd ongerdänig deenen.""
Se woren metzen en de Baach,
Aes dankbarlech dä Reuter säat:
„Ich will's vergelten, lieber Alter;
Denn bald werd' ich vielleicht auf's neu Gerichts-
verwalter."
Do stond se Liefpäed stell, on frohg: „„Wat sat'r.""
„„Sed'r dann net Gerichsverwalder mieh?""
„Ach! wißt Ihr's nicht?" feng dä Deckbuch an
zo klagen,
„Ich ward entsetzt vor wenig Tagen!"
Patsch! worf dä ahlen dommen Veit
Dä Buer en de Baach, on schannt 'n: „„Loht
mer't sagen,
Wenn'r e neus Gerichsverwalder sed,
Dann well ech Öch weggeter dragen.""

Die Kuh und die Magd. Deilbach.

Aus dem Volksmund.

Ein Bauer von Deilbach hatte nur eine Kuh in seinem Stall. Da schlug die Kuh plötzlich in der Milch sehr ab. Die Magd war ratlos und meldete es dem Bauer. Der ließ sofort den Tier-

arzt kommen, welcher nach kurzer Untersuchung ein Rezept schrieb. Die Magd ließ dasselbe in der nächsten Apotheke anfertigen und erhielt eine große Flasche Medizin. Nach den Anweisungen des Arztes sollte sie davon jeden Abend der Kuh etwas ins Futter schütten. Die Magd befolgte genau die Vorschrift, nahm aber auch selbst eine Probe. Aber die Medizin war vorzüglich, und so ließ sie sich verleiten, mehr davon zu nehmen. Bald darnach legte sie sich zu Bett. Des Morgens erhebt sie sich und gewahrte mit Entsetzen, daß ihre Brüste ungemein angeschwollen sind. Die Kuh gab am Morgen 30 Liter Milch und die Magd 21.

„Und doch war die Magd nie melk gewesen.“

Wie der Fuchs den Wolf verführte. Deilbach.
Aus dem Volksmund.

Einst kam ein Wolf zu einem Fuchs. „Guten Tag, Fuchs!“ sagte der Wolf.

„Guten Tag, Wolf!“ entgegnete der Fuchs.

Der Wolf fuhr fort: „Ich muß dich fressen, Fuchs, ich bin so hungrig, daß ich schier umfalle!“

Der Fuchs sprach: „Lieber Wolf, laß mich leben, ich gehe mit dir zu einer alten Weide; dort liegen immer alte Pferde, und du kannst dich satt fressen. Nur mußt du keinen Lärm machen, damit der Bauer nicht kommt.“

Der Wolf war's zufrieden und die Beiden machten sich auf den Weg. Bald kamen sie an die bezeichnete Weide, auf der auch, wie der Fuchs gesagt hatte, verschiedene alte Pferde grasten. Eines derselben lag dicht an an der Hecke und hatte sein Hinterteil dieser zugekehrt. Gierig wollte der Wolf

über das Tier herfallen. Der Fuchs aber sprach: „Hüte dich wohl, daß dich der Bauer nicht erwischt. Am besten wird es sein, wenn ich deinen Schwanz an den des Pferdes binde. Dann ziehst du es sachte in den Wald hinein und kannst nach Herzenslust und in aller Ruhe deinen Hunger stillen, ohne den Bauer fürchten zu müssen."

Das leuchtete dem Wolf ein, und bald hatte der Fuchs sein Werk vollbracht. Als aber der Wolf sich bemühen wollte, das Pferd in den Wald zu schleifen, rief der Fuchs plötzlich: „Hipp, hipp, hipp!" Da erwachte das Pferd aus seinem Schlummer, sprang auf und jagte in rasendem Laufe in die Heide hinein. Der Wolf wurde als leichte Beute mitgezerrt und empfing manchen Tritt von den scharfen Hufen des Rosses, das immer wilder dahinstürmte. Der Wolf schrie in tausend Ängsten: „Hilfe, Hilfe; ich sehe nicht mehr Himmel und Erde!" Um so eifriger aber spornte der Fuchs durch seine Zurufe das Pferd an und weidete sich an den Qualen des Wolfes.

Falsche Auffassung. Lüttringhausen.
Aus dem Volksmund.

In Lüttringhausen befindet sich eine enge Gasse, welche sich zur Höhe hinaufzieht. Durch diese Gasse ging einst langsamen Schrittes eine hochschwangere Frau. Hinter ihr drein ging ein Schmied, der an seinem gebogenen Tragstock einen der hier üblichen schmalen Körbe mit Eisenwaren trug. Da er eilig war, und die Gasse zu eng, um an der Frau vorbeizukommen, fragte er sie etwas ironisch, wie lange es noch mit ihr dauere. Er

meinte aber, wie lange es noch dauere, bis sie ihm Platz machen würde. Die Frau, an ihre Niederkunft denkend, wandte sich um und erwiderte:

„Noch vierzehn Tage.“

Da sah der Schmied, wieviel Uhr es bei ihr geschlagen hatte.

Jägerlatein. L . . . . .
Aus dem Volksmund.

Im Oberbergischen liegt ein größeres Kirchdorf — der Name tut hier nichts zur Sache, zumal der Erzähler und gleichzeitige Erfinder dieser Jagdschnurre noch lebt und munter weiter erzählt — in welchem wacker Jägerlatein getrieben wird.

Wir geben nur eine Probe.

Vor der Kirche unseres Ortes dehnt sich ein großer Platz aus. An der einen Seite desselben steht das erste Gasthaus des Ortes. Der Gastwirt ist ein eifriger Nimrod vor dem Herrn. Eines Morgens, so erzählt er selbst, stand ich im Begriff, auf die Jagd zu gehen, als ein großer Haufe von Kindern heranstürmte, der mir zurief: „Herr Sp.! ein Hirsch, ein Hirsch!“

„Wo ist der Hirsch?“ fragte ich.

Die Kinder riefen: „Auf dem Kirchplatz!“

Ich ergriff nun die Büchse und stürzte hinaus. Und richtig: Da setzte ein Kapitalhirsch in großen Sprüngen über den Platz. Ich legte an, zielte — und da lag der Hirsch, aufs Blatt getroffen.

Das prächtige Geweih ziert noch heute den Flur des Gasthauses.

Als einst in unserem Orte Musterung war, wohnte der den Vorsitz führende General in unserem Gasthause. Als er am Morgen hinausgehen wollte, erblickte er das schöne Geweih, rief den Wirt und erkundigte sich, wie er zu dem schönen Stück gekommen sei. Als der Wirt treuherzig sein Abenteuer mit dem Hirsch erzählt hatte, schüttelte Exzellenz bedenklich das Haupt, gab schnarrenden Tones seiner Verwunderung Ausdruck und schritt sporenklirrend davon.

Später erfuhr der General, daß der Wirt ihm eine Mär aufgebunden hatte; er merkte sich den Fall. Als nun nach einiger Zeit einer der aus dem Orte ausgehobenen Burschen reklamierte, sammelte er im ganzen Dorfe Unterschriften für sein Gesuch. Unglücklicherweise gab auch unser Gastwirt seine Unterschrift. Als das Gesuch dem General vorgelegt wurde und er die Unterschrift des Gastwirts bemerkte, rief er voll Zorn aus: „Der verfluchte Kerl ist dabei! Dann ist alles gelogen!" Der Bursche mußte infolgedessen seine Jahre dienen.

Der Franzmann und der Schmied.

Aus dem Volksmund.

Es war zur sogenannten Franzosenzeit am Ausgang des 18. Jahrhunderts. Ueberall ließen sich die Franzosen Ungebührlichkeiten aller Art zu schulden kommen, und immer verhaßter wurden sie mit ihren maßlosen Ansprüchen und widerlichen Galanterien der derben, an einfachen Sitten hängenden bergischen Bevölkerung.

Eines Tages kam ein Franzose zu einem Schmiede unweit Remscheid ins Quartier. Der

Mann war eben in der hinter dem Hause liegenden Schmiede beschäftigt. Die Frau war allein anwesend, als der fremde Krieger, anmessend wie die meisten Vertreter seines Volkes in jener Zeit, ins Zimmer trat. Er warf sein Gepäck in eine Ecke und schnauzte die Frau auf französisch an, ihm Essen und Trinken, aber vom besten, in aller Eile zu verschaffen. Das arme Weib zitterte und bebte und wußte kaum, was es machen sollte. Es holte herbei, was ihre einfache Küche im Augenblick bieten konnte: Schwarzbrot und Schinken. Aber nichts fand Gnade vor den Augen des Franzmanns, der übermütig das gute Essen auf den Boden warf.

Da trat der Schmied, eine wahre Hünengestalt, mit rußigem Schurzfell angetan, die Aermel aufgestreift, ins Zimmer. Er übersah gleich die ganze Situation, bewahrte aber unerschütterlich seine Ruhe. Er bedeutete dem Franzmann, das Essen von der Erde aufzuheben. Dann ging er gleichmütig ans Fenster und fing in größter Seelenruhe an, einige Nüsse, welche dort lagen, mit seinen stahlharten Fingern zu zerdrücken, ohne den Soldaten aus dem Auge zu lassen. Als der das Gebahren des Mannes sah, ging ihm eine Ahnung auf, daß mit dem schlecht Kirschen essen sein müßte und daß die ungeschlachten Fäuste unsers bergischen Schmiedes ihm gründlich das Fell versohlen möchten, wolle er es darauf ankommen lassen. Er bequemte sich mit sauersüßer Miene, sich zu bücken und dann, da der Hunger ihn quälte, auch zu essen, was er vorher verschmäht hatte. Er war fortab ganz anders und wagte nicht mehr, den Leuten grob zu kommen.

Der Pfarrer zu Düssel.
Aus dem Volksmund.

Es mögen nun schon so 60—70 Jahre, vielleicht auch mehr, verflossen sein, daß in Düssel ein Prediger lebte, der am liebsten mit den Bauern bis zum lichten Morgen in der Schenke saß, den Becher fleißig leerte und Karten spielte.

Einst, am Vorabend des Osterfestes, saß er wieder mit seinen Kumpanen zusammen. Immer höher stieg der Jubel; immer mehr rückten die Stunden vor. Da brach der Morgen an und unser Pfarrer mußte aus der Wirtsstube sofort zur Kirche gehen und Gottesdienst halten. Als ihm seine Genossen höhnisch zuriefen, was er ihnen denn heute predigen wolle, äußerte er, er werde sogar auf der Kanzel auftrumpfen. Das schien doch allen zu ungeheuerlich und bald war eine Wette abgeschlossen. Der ganze Schwarm folgte dem Pfarrer zur Kirche, voll Spannung der kommenden Dinge harrend.

Die Predigt begann; andächtig lauschend saß die Menge; am gespanntesten lauschten natürlich die Zechgenossen. Da erhob der Pfarrer seine Stimme und schrie laut in die Kirche hinein: Triumph, Triumph, Triumph! Er sprach das „i" aber kaum hörbar aus, so daß es wie „Trumpf" lautete. Dann begründete er seine dunklen Einleitungsworte mit der herrlichen Osterbotschaft, die er als einen Sieg und Triumph des Lebens über den Tod pries. Und dann erhob er seine Stimme noch gewaltiger und schilderte mit herzbewegenden Worten das Treiben der Nachtschwärmer und Kartenspieler, welche das Wort „Triumph"

in der schnödesten Weise entstellten und daraus einen Trumpf beim Kartenspiel machten. Er schilderte die Folgen dieses Lebens und Treibens und verhieß denen, die sich nicht bessern würden, die Qualen der Hölle. Er fixierte dabei die Gruppe seiner Zechgenossen scharf und erließ ihnen nichts bei der Schilderung ihres wüsten Treibens in den Wirtshäusern und Schenken.

Beim nächsten Gelage mußten die Genossen zugeben, daß der Pfarrer sein Wort eingelöst und die Wette gewonnen hatte. Aber sie machten ihm doch heftige Vorwürfe über sein ganzes Auftreten.

Des Pfarres Freude über den errungenen Sieg war nur von kurzer Dauer. Höheren Orts war sein unchristlicher Lebenswandel schon lange bekannt. Diese Predigt schlug dem Faß den Boden ein; kurze Zeit nachher wurde er seines Amtes entsetzt.

Wer hat mir denn meine Brille beschmiert?

Mündlich.

Der Dönberg bei Barmen war bis tief ins 19. Jahrhundert hinein eine mit Recht verrufene Gegend. Die spärlichen Bewohner lebten zerstreut; die Gegend ist stark mit Wald und Buschwerk bestanden, von tiefen Tälern durchschnitten. Darum war es schwer, dem Gesindel, das hier hauste, und das größtenteils von Diebereien lebte, beizukommen. Den Missionaren, welche von Barmen aus nach dem Dönberg kamen, ist es zu danken, daß hier jetzt geordnete Verhältnisse herrschen.

Der erste Missionar, welcher nach dem Dönberg kam, mußte seine Versammlungen in einer Privatwohnung abhalten. Von allen Seiten kamen die

Leute heran, wie sie gingen und standen, meist wüste Gestalten, um zu hören, was ihnen der Schwarzrock zu sagen habe. Dieser wurde immer mehr in einen kleinen, rückwärts in der Stube gelegenen Winkel gedrängt. Als immer mehr Leute anrückten, mochte es ihm schwül werden, denn er wußte, wes Geistes Kinder waren, die vor ihm standen. Da legte er seine Brille auf den Tisch, öffnete sein Gesangbuch und sprach: „Liebe Leute! wir wollen zum Beginn unserer Andacht singen."

Dann griff er nach seiner Brille und wollte mit fester Stimme einsetzen. Einer der Gesellen aber hatte inzwischen die Brille — er hatte nie zuvor eine gesehen — mit seinen schmutzigen Fingern betastet. Der Missionar aber rief: „Wer hat denn meine Brille mit Salbe beschmiert?" Die Versammelten meinten, es sei das Lied, das nun gesungen werden sollte, und setzten in kräftigem Tone ein: „Wer hat denn meine Brille mit Salbe beschmiert?"

Von dieser Schnurre existieren mehrere Varianten.

Einer derselben zufolge trug sich die Sache in der Kirche zu, und ein Organist kam in die fatale Lage. Er rief aus:

„Was ist denn das mit meiner Brille?
Sie ist ja ganz mit Talg beschmiert!"

Der Küster flüsterte ihm zu:

„Um Gottes willen, seid doch stille,
Damit es der Pastor nicht hört!"

Eine andere Lesart besagt ebenfalls, daß die Sache in der Kirche sich abspielte. Eine Orgel gab es nicht. Der Schulmeister mußte vorsingen. Nachdem die 1. Strophe gesungen war, rief er aus:

„Was ist doch das mit meiner Brille?
Sie ist ja ganz mit Talg beschmiert!“

Die Gemeinde sang es, da der Text zu der nun bereits bekannten Melodie paßte, getreulich nach.

Voller Schrecken sang der Lehrer flehend weiter:

„Ach, seid doch nur ein wenig stille!“

Die Gemeinde ebenfalls.

Da rief jener voll Zorn:

„Ja, könnt ihr denn nicht stille sein,
Da schlag ein Donnerwetter drein!“

Der Esel an der Windmühle. Velbert. Mündlich.

Bis vor wenigen Jahren reckte vor der hochgelegenen Stadt Velbert als Wahrzeichen des Ortes eine einsame Windmühle ihre Flügel zum Himmel empor.

Nach dieser Windmühle pilgerte vor Jahren ein Bäuerlein mit seinem Grauschimmel, um sein Mehl abzuholen. Als er zur Mühle gekommen war, band er Meister Langohr an den einen Flügel der Mühle, welche grade still stand, und ging in die Mühle hinein. Er traf den Müller und ließ sich mit ihm in ein längeres Gespräch ein. Inzwischen setzte der Müller seine Mühle wieder in Gang. Da vernahm man plötzlich draußen ein jämmerliches Geschrei: I—a; I—a! Als man hinausschaute, zappelte der Graue hoch in der Luft.

Um Entschuldigung. Elberfeld. Mündlich.

Ein Mann traf einst auf der Straße einen alten Bekannten, den er lange Jahre nicht gesehen hatte.

Er rief ihm zu: „August, komm einmal her! Siehst du den armen Jungen da vorne? Gott, was ist das für ein armes Kind?“

Der Angeredete erwiderte: „Wen meinst du denn?“

Jener: „Ach Gott, das arme Kind, was grade vor uns geht. Nein, sieh einmal den großen Wasserkopf! Das ist doch schrecklich!“

Der Angeredete bemerkte: „Meinst du diesen Jungen hier? Das ist ja mein Kind!“

Schnell gefaßt erwiderte der Andere: „O, das steht ihm aber gut!“

Der Name tut wenig zur Sache. Remscheid. Mündlich.

Ein Remscheider Schmied wollte einen Jungen taufen lassen. Der Pastor stellte sich rechtzeitig im Hause ein. Ehe er die Taufhandlung begann, trat er zu dem Vater und fragte ihn: „Ja, lieber Mann, wie soll der Knabe denn eigentlich heißen?“

Der Schmied geriet in Bestürzung; daran hatte er nicht gedacht. Er rief seiner Frau zu: „O, Gott verdamm mich! Sag mal Kalina! Wie soll der Junge heißen?“ Als ihn seine Frau ratlos anstarrte, wandte er sich wieder zu dem Geistlichen: „Ja, Herr Pastor, an den Namen habe ich nicht gedacht. Aber einen Namen muß er doch haben.

Nachdem einige Zeit hin- und hergeredet worden war, wandte sich unser Schmied wieder an den Pfarrer und sprach: „Ja, Herr Pastor, ich denke, wir nennen ihn Gottlieb. Ich wollte ihn später bloß in der Schmiede gebrauchen!“

Eine kleine Verwechslung. Remscheid.
Mündlich.

Ein Remscheider Schmied wollte seinen Knaben taufen lassen. Die ganze Gesellschaft machte sich auf den Weg zur Kirche. Den Täufling hatte man vorsichtig in ein großes Tuch eingewickelt. Da es noch Zeit genug bis zur Taufe war, kehrte man unterwegs in einem Wirtshaus ein. Hier sprach man dem Glase tapfer zu und bald war die ganze Gesellschaft benebelt. Mittlerweile wars Zeit geworden, zur Kirche zu gehen. Da rief der Vater des Täuflings: „Ja, Donnerkiel, was ist denn das! Wir haben uns geirrt!“ Der vermeintliche Täufling aber, ein strammer Bube von zwei Jahren, stand am Tisch (er hatte sich inzwischen aus dem Tuche herausgearbeitet) und schaute vergnügt drein. Man hatte den Täufling zu Hause gelassen und einen größern Buben des Schmieds eingewickelt.

Mit sauersüßen Mienen machte man sich auf den Heimweg. Aber mit der Taufe war es für heute vorbei.

Preis der Faulheit. Düsseldorf.
Mündlich.

Drei Rheinkadetten lagen am Strom und sonnten sich. Da kam ein Fremder vorüber und freute sich an ihrem Anblick. Im nächsten Augenblick schoß ihm ein launischer Gedanke durch den Kopf; er trat zu den drei faulen Gesellen und rief: „Wer ist denn von euch der Faulste? Einen blanken Taler soll er haben!“

Der erste erhob sich und sprach: „Herr, ich bin der Faulste, gib mir den Taler!"

Der zweite hob nur den Kopf: „Ich bin fauler wie der; gib mir den Taler!"

Der dritte blieb ruhig liegen. Da sprach der Fremde: „Das ist der Faulste; der erhält den Taler."

Aber immer noch blieb jener ruhig liegen. Als ihn der Herr aber anstieß, sprach er: „Herr, steckt mir den Taler in die Tasche!"

Eine Zwiesprache zweier Düsseldorfer Rheinkadetten. Mündlich.[1])

„Ritter, sech ens, hes du den Jupp nit gesehn?"
„„De Jupp! Du doll Das! De es doch längs no Amerika!""
„Wat du seist! No Amerika! Wat makt he dann do?"
„„Domm Das! Am Rhing arbeden wî hê!""

Der unglückliche Jäger. Elberfeld. Mündlich.

Ein Herr aus der Stadt war eines Tages auf die Jagd gegangen, hatte aber, wie das häufiger der Fall zu sein pflegt, nichts geschossen. Das war ihm unangenehm, da er die Spöttereien seiner Freunde, nicht zuletzt seiner Frau, fürchtete.

Von ungefähr führte ihn sein Weg über einen Bauernhof, wo viele Hühner umherliefen. Da kam ihm ein rettender Gedanke. Er dachte nämlich, seine Frau würde ein Huhn von einem Feldhuhn

1) Im Bergischen, nicht spezifisch Düsseldorfer Dialekt.

kaum unterscheiden können. Brächte er nun einige kleine Hühner nach Hause, so sei alles gut.

Das Glück schien unserm Jäger zu lächeln, denn am nahen Zaun lehnte ein alter Mann, den er für den Bauern hielt. Er trat auf ihn zu, schilderte ihm seine Not und bat ihn, für einen Taler einmal unter die Hühner schießen zu dürfen. Jener nickte gewährend mit dem Kopf und strich schmunzelnd seinen Taler ein. Der Nimrod riß aber seelenvergnügt seine Büchse an die Wange und puffte los. Im nächsten Augenblick wälzten sich mehrere Hühner in ihrem Blute. Doch nun stieg dem Jäger der Zweifel auf, ob er die Hühner auch mitnehmen dürfe, weil er das nicht ausdrücklich ausbedungen hatte. Als er sich, um diesen Zweifel zu heben, an den vermeintlichen Bauer wandte, erwiderte der: „Mich gehen die Hühner nichts an! Ich bin fremd hier.“

Sprachs und verschwand eiligst.

Vorsicht. Elberfeld.
Mündlich.

Ein Geistlicher in Elberfeld, der sich durch seine Leutseligkeit und Menschenliebe allgemeinster Achtung erfreute, schritt einst über die Straße dahin. Vor einem Hause sah er einen Knaben stehen, welcher sehnsüchtig nach der Schelle blickte, welche für ihn unerreichbar war. Der Geistliche trat herzu und fragte ihn, was er wolle. Der Knirps erwiderte, daß er gern schellen möchte, aber die Schelle nicht erreichen könne. Der Pfarrer sprach: „Lieb Kind, ich will dich heben, damit du schellen kannst!“ Das geschah auch. Aber kaum hatte

der kleine Schelm kräftig gezogen, als er dem Pfarrer ängstlich zurief: „Nun ist es aber Zeit, daß wir uns beide fortmachen, denn sonst bekommen wir beide Prügel!“

Der Herrgott versteht keinen Spaß. Elberfeld. Mündlich.

Früher floß der Mirkerbach offen über die Bachstraße. Zu den einzelnen Häusern führten schmale Holzbrücken, welche sich oft in miserabeler Verfassung befanden, sodaß ein Ueberschreiten derselben selbst am lichten Tage mit Lebensgefahr verbunden war. Recht groß war aber diese Gefahr in dunkler Nacht, namentlich dann, wenn sich noch andere Hindernisse einstellten.

Ein Weber, der an der Bachstraße wohnte, kehrte an einem Samstag spät abends, stark benebelt, zu den heimischen Penaten zurück. Als er bis zu der Brücke, welche über den Bach hinführte, gekommen war, stiegen ihm Zweifel auf, ob er den schmalen Weg in der Dunkelheit finden werde. Dazu hatte sich der Himmel verfinstert und schwarzes Gewölk bedeckte ihn. Dumpf rollte der Donner und ab und zu zuckte ein Blitz hernieder. In seiner Herzensangst dachte er an Gott und betete: „Lieber Gott, laß mich noch einmal glücklich nach Hause kommen; ich will niemals wieder ins Wirtshaus gehen!“ In demselben Augenblick zuckte ein heller Blitz auf; diesen benutzte unser Weber und eilte über den gefährlichen Weg. Er umklammerte hastig das morsche Geländer und wähnte sich völlig in Sicherheit. Das Gefühl der Sicherheit machte ihn übermütig und er rief aus: „Nun

kannst du mir den Buckel heraufrutschen!" Aber in demselben Augenblick wich das morsche Holzwerk und er stürzte in den Bach hinab. Als er drunten lag, sah er vorwurfsvoll nach dem Himmel und sprach: „Liewer Gott! Du böst meck ok en Netten; du kann's ok ken Späßken verdregen!"

Eine gewisse Ähnlichkeit mit dieser Schnurre weist eine Erzählung von Dr. Friedr. S. Krauß (Zigeunerhumor, S. 11 f.) auf.

Der schlaue Pastor.
Mündlich.

Im Anfang des 19. Jahrhunderts lebte in einer der größten bergischen Städte ein drolliger Pastor, der auch den Schalk auf der Kanzel nicht ablegte. Weit und breit war er wegen seiner originellen Predigten bekannt.

Einst verlas er mit größter Andacht das Schriftwort: „Über ein Kleines werdet ihr mich sehen; und über ein Kleines werdet ihr mich nicht sehen."

Kaum hatte er das gesagt, als er sich duckte, sodaß er nicht mehr zu sehen war.

Der kranke Bauer. Bei Elberfeld.
Mündlich.

Ein Bauer, der auf einem sehr abgelegenen Gehöfte bei Elberfeld wohnte, erkrankte. Da die Krankheit einen schlimmen Verlauf nahm, holte man den Pastor. Dieser redete nun dem Kranken ins Gewissen, wies auf Tod und Sterben hin und tröstete ihn endlich mit dem Hinweis auf Christus, der für uns Menschen gestorben sei. Der Bauer war aber sehr schwerhörig. Er vernahm nur, daß

jemand gestorben sei, verwunderte sich sehr und sprach: „Sua, Herr Paschtuar, de es ok duat? Vi wohnen hi so wit afgelegen; vi wären niks gewahr!"

Das Retourbillet der Gemüsehändlerin. Elberfeld. Mündlich.

R., ein vor Jahren sehr bekannter Geistlicher in Elberfeld, ging eines Tages über den Markt. Da hörte er, was keineswegs zu den Seltenheiten gehört, mehrere Gemüsefrauen eifrig miteinander sprechen. Es kam bald zu heftigem Zank, und an kräftigen Flüchen war bei diesen holden Vertreterinnen des zarten Geschlechtes kein Mangel. Das konnte unser Geistlicher nicht länger anhören; er trat zu den Wütenden, redete ihnen freundlich zu und sprach: „Hört einmal, wie mögt ihr nur so gotteslästerlich fluchen! Sehen Sie, liebe Frau, Sie fahren mit solchen Flüchen geradeswegs in die Hölle."

Da wandte sich die Angeredete um, schaute den Pfarrer etwas schelmisch an und erwiderte: „So, Herr Pastor! Das tut nichts. Ich habe ein Retourbillet!"

Etwas viel verlangt. Elberfeld. Mündlich.

Einst ging R. wieder über den Markt. Da hörte er abermals eine Gemüsehändlerin heftig fluchen. Er trat zu ihr und verwies ihr mit sanften Worten das böse Fluchen. „Liebe Frau," sprach er, „Sie müssen nicht so unchristlich fluchen. Wenn Ihnen ein Schaden widerfahren ist, dann

beten Sie zu Gott; er kann alles wieder gut machen, denn er ist allmächtig."

„Glauben Sie das, Herr Pastor?" entgegnete die Händlerin.

Er erwiderte: „Ja gewiß, er kann alles!" Da sprach die Händlerin: „Kann er alles, dann sagen Sie ihm, daß er mir aus diesem Kappuskopf einen Schellfisch macht."

XIII.

Das Volkslied.

Ein altes bergisches Gesangbuch führte den bezeichnenden Titel: Singende, klingende Berge. In der Tat wird im Bergischen viel, sehr viel gesungen und das echte Volkslied kommt dabei nicht zu kurz. Auch heute entsteht es noch im Volk; aber auch der alte Schatz an solchen wird noch treu bewahrt. Wie aber im Walde allerlei Vögel ihre Stimmen ertönen lassen, so ist es auch im Volksliederwalde. Die ganze Skala der Gefühle, welche das Volk hegt, macht sich hier geltend, das Volkslied tut eben so recht kund, was das Herz des Volkes bewegt in Lust und Leid von der Wiege bis zum Grabe. Dem im bergischen Volke beliebten Liede eignet in erster Linie eine gewisse Sentimentalität. Der übersprudelnde Humor wird weniger gepflegt. Aber er ist auch hier vorhanden und weiß sich auch gelegentlich, aber keineswegs aufdringlich, Geltung zu verschaffen. Wenn man nun das Lied gerade als die „reinste und tiefste Offenbarung des inwendigen Menschen" bezeichnet, so muß man gerade dem Volksliede einen besonderen Platz einräumen.

Die meisten Volkslieder sind eingewandert; aber in der Auswahl, welche das Volk einer bestimmten Gegend aus dem großen Volksliederschatz Deutschlands für sich und seinen Bedarf getroffen hat, liegt doch die Berechtigung, von den Volksliedern dieser oder jener Gegend zu reden. Eine lokale Färbung haben manche Lieder freilich angenommen.

Heute wiegt das hochdeutsche Volkslied ganz entschieden vor. Das niederdeutsche Volkslied ist fast gänzlich verdrängt worden. Gerade dieses aber hat das humoristische Genre beibehalten, welches aber auch in den hochdeutschen Liedern vereinzelt vorkommt.

Ach Gretchen, mein Täubchen.

Aus einem handschriftlichen Liederbuche.

1. Ach Gretchen, mein Täubchen, meine Herzenstrompet',
Meine Kanone, Heerpauck' und meine Musket';
Hör' mich, du sanftes Täubchen fein,
In deinem stillen Kämmerlein.
2. Dein Bild, mein Gretchen, ist stets auf der Wacht,
Hat auf Lebens-Parole und Losung wohl acht;
Dein Bild macht immerdar die Rund';
Gretchen! ruf ich zu jeder Stund'.
3. Mein Herzenstornister ist voll stets von dir,
Meine Blicke, sie liegen bei dir im Quartier;
Und beiß' ich die Patrone ab,
Dünkt's mich, daß ich ein'n Kuß dir gab.
4. Kommando und Ordre bist du mir allein,
Du mein Rechtsum, mein Linksum, mein Kommißbrot und Wein;

Und wird kommandiert: Gewehr bei Fuß,
Dünkt mir's, du gibst mir einen Kuß.
5. Deine Augen die glänzen wie eine Batterie,
Wie Bomben und Granaten blessieren auch sie.
So schwarz wie Pulver ist dein Haar,
Wie Paradehosen weiß dein Händepaar.
6. Ja, du bist die Liebe und ich die Kanone,
Hab' doch Mitleid, mein Täubchen und gib mir Pardon;
Und kommandiere: Jetzt schwenke du ein
Zu meines Herzens Kämmerlein.

Dat Ohnderleed.

Firmenich, Germaniens Völkerstimme, I, 444.

1. Un och die Dhünn, si süllen
Uhs Dhünn nu nümmer hann,
Un spratteln si wi Füllen
Un schreien si wi wann.
2. Su lang en Buhr en Ohnder
Nom Maht sing Botter dräht,
Su lang van uhsen Hohnder
Noch ehnt gehn schwatz Ei läht.
3. Hann süll'n si, minger Sihlen!
Di klohre Dhünn noch nit,
Su lang mer noch en Pihlen
Dren van Farellen kritt.
4. Su lang dä Rösbrich jihlig
Si nit erop en drihvt,
Su lang öm Strauwel ihlig
En Jusch op Böhken blihvt.
5. Un stonn si op den Köppen,
Si süllen si nit hann,

Su lang en Höppling höppen,
En Kning noch lohfen kann.
6. Su lang am freschen Wehten
Noch stricht en morsche Jong,
Su lang di Mählen flöten
Un blechen Kettenhong.
7. Si sullen, wi si prohlen,
Di Dhünn nit hann, bei Gott!
Bes dat mer allzomohlen
Em vierden Opgebott. Odenthal.

Ich ging einmal spazieren, halloh!

J. v. d. Höhe, Briefe 2c., S. 38.

1. Ich ging einmal spazieren, halloh!
Ich ging einmal spazieren, boms waldira!
Ein Mädchen zu karr'sieren, ha-ha-ha-ha-ha!
2. Da begegnet mir auf der Straße
Ein Mensch mit langer Nase.
3. Sie sprach ich sollt' sie nehmen; —
Des müßt' ich mich ja schämen.
4. Sie sprach, sie sei vom Adel; —
Ein Spitzbub war ihr Vater.
5. Sie sprach, sie hätt' viel Rinder; —
Da warens lauter Kinder.
6. Sie sprach, sie hätt' viel Häuser; —
Da warens lauter Mäuse.
7. Sie sprach, sie hätt' viel Gulden; —
Da warens lauter Schulden.

Die bergischen Husaren.

Simrock, Volkslieder, S. 123 (man vergl. die Note dazu auf S. 599).

1. Ich stand auf hohem Berge,
Schauet hin und schauet her,

Und da sah ich ein schönes Mädchen,
Zwei drei wohl bei ihr stehn.

2. Der erste war ein Maurer,
Der zweite ein Zimmermann,
Und der dritte das war ein Husare,
Den wollt das Mädchen han.

3. Er führt das schöne Mädchen
Ins Wirtshaus hinein,
Und das Mädchen hat schöne Kleider,
Versoffen müssen sie sein.

4. Versoffen sind die Kleider,
Kein Geld ist nicht mehr da,
Ei so muß das schöne Mädchen
Bei der Nacht nach Hause gehn.

5. Nach Hause, nach Hause,
In seines Vaters Haus:
Ei so wollt ich, daß ich all mein Leben
Solchen Bauernlümmel nicht hätt' gesehn.

6. Ach Tochter, liebe Tochter,
Was hast du gedenkt,
Daß du dich an die bergischen
Husaren hast gehenkt?

7. Ach Mutter, liebe Mutter,
Das war ja meine Freud,
Denn die bergischen Husaren
Sind kreuzbrave Leut.

8. „Gehn Abends spät schlafen,
Stehn Morgens früh auf,
Und da trinken sie ihren Kaffee,
Glas Branntwein darauf."

Gestern Abend ging ich aus.

Mündlich aus Himberg.[1])

1. Gestern Abend ging ich aus;
Kuckuck, Kuckuck, Kuckuck.
Gestern Abend ging ich aus,
Ging wohl in den Wald hinaus.
Kuckuckuckulukuck.
2. In dem Strauch ein Häschen saß;
Kuckuck ꝛc.
In dem Strauch ein Häschen saß,
Mich mit großen Augen maß.
Kuckuck ꝛc.
3. Der Jäger stellt sein Flint daher,
Als ob sonst kein Häslein wär'.
4. Als ich nun geschossen war,
Trug man mich zur Tafel auf.
5. Der Erste schnitt wohl ab sein Teil,
Der Zweite nahm das Hinterteil.
6. Der Dritte nahm das Allerbest;
Nehmt vorlieb ihr lieben Gäst!
7. Des Häschens Schwänzchen,
Und das war kurz.
Und weil es denn nicht länger ist,
So muß es bleiben wie es ist.

Auf einem Baum ein Kuckuck.[2])

1. Auf einem Baum ein Kuckuck — simsaladim
bam, basala dusaladim.
Auf einem Baum ein Kuckuck saß.

---

[1]) Man vergleiche Simrock, Volkslieder, S. 399.

[2]) Volkslied aus dem Bergischen. Nach einer kleinen Sammlung von Volksliedern, herausgegeben von Püttmann. Elberfeld. Wunderhorn (Reclam) S. 217. Wird heute noch gesungen.

2. Da kam ein junger Jägers — sim 2c.
Da kam ein junger Jägers — mann.

3. Der schoß den armen Kuckuck — sim 2c.
Der schoß den armen Kuckuck — tot.

4. Und als ein Jahr vergangen — sim 2c.
Und als ein Jahr vergangen war.

5. Da ward der arme Kuckuck — sim 2c,
Da ward der arme Kuckuck (gesprochen) wieder lebendig.

De Paltrock.

Firmenich, Germaniens Völkerstimmen, I. 426 f.

1. Et leet seck en Buur en Paltrock schnie'n,
Et leet seck en Buur en Paltrock schnie'n;
Van sewenten Ellen,
Van sewenten Ellen
Leet he en seck schnie'n.
Leet he en seck schnie'n,

2. On äs nu de Paltrock fädig was,
Do genk he, do stong he
Bi Litschen em Gras.

3. O Litschen, leew Litschen, säie meck,
Wie döht meck setten
De Paltrock min?

4. „„Sall eck deck säien, wie he deck sett?
De Paltrock heet ongen
On bowen en Schwipp.""

5. „Heet de Paltrock ongen on bowen en Schwipp,
Dann soll en betalen
De Schnieder Wipp!"

6. „O Schnieder, leew Schnieder, säie meck:
Du hest meck verdorwen
Den Paltrock min!"
7. „„On häw eck verdorwen den Paltrock din,
Dann häw eck en verdorwen
Em Mondenschin.""
8. „On hest du'n verdorwen em Mondenschin,
Dann söst du'n betalen
Em Sonnenschin!"
9. „„On sall eck en betalen em Sonnenschin,
Dann meut de Düwel
Die Schnieder sin!""

Scherzlied.[1]) Elberfeld.

1. Usse Bruader Isaak
Wôl en Reuter wären;
Hat he ken Päd nit,
Do kôn er kennen wären.
Do nôm de Muader den Hippenbock,
Satt den Isaak bowen drop. — — —
Hippenbock — Isaak drop.
Edeleï, Bedeleï.
Es dat nit en schüane Reuterei?
2. Usse Bruader Isaak
Wôl en Reuter wären;
Hat he kennen Sâdel nit,
Do kôn er kennen wären.
Do nôm de Muader en Kappesblatt,
Dett et dem Isaak för dat Gatt.

---

[1]) Ein verwandtes Scherzlied findet sich in des Knaben Wunderhorn (Reclam) S. 807; Simrock, Deutsche Volkslieder, S. 127; Zurmühlen, Liederbuch, Nr. 130.

Hippenbock — Isaak drop.
Kappesblatt — för dat Gatt.
Edeleï, Bedeleï.
Es dat nit en schüane Reuterei?

3. Usse Bruader Isaak
Wôl en Reuter wären.
Hat he kennen Tschako nit,
Do kôn er kennen wären.
Do nôm de Muader den Zoppenpott,
Dett'n dem Isaak op den Kopp.
Hippenbock — Isaak drop.
Kappesblatt — för dat Gatt.
Zoppenpott — op den Kopp.
Edeleï, 2c.

4. Usse Bruader Isaak
Wôl en Reuter wären.
Hat he kenne Lanze nit,
Do kôn er kennen wären.
Do nôm de Muader den Bessemstell,
Dett'n dem Isaak en de Häng.
Hippenbock — Isaak drop.
Kappesblatt — för datt Gatt.
Zoppenpott — op den Kopp.
Bessemstell — en de Häng.
Edeleï 2c.

5. Usse Bruader Isaak
Wôl en Reuter wären.
Hat he kennen Sabel nit,
Do kôn er kennen wären.
Do nôm de Mueder de Ovespîp,
Dett se dem Isaak öm dat Liw.
Hippenbock — Isaak drop.
Kappesblatt — för dat Gatt.

Zoppenpott — op den Kopp.
Bessemstell — en de Häng.
Owespîp — öm dat Lîw.
Edeleï ꝛc.
6. Usse Bruader Isaak
Wôl en Reuter wären.
Hat he kêne Stîbel nit,
Do kôn er kennen wären.
Do nôm de Muader de Botterkian,
Dett se dem Isaak an de Bên.
Hippenbock — Isaak drop.
Kappesblatt — för dat Gatt.
Zoppenpott — op den Kopp.
Bessemstell — en de Häng.
Owespîp — öm dat Lîw.
Botterkian — an de Bên.
Edeleï ꝛc.

Varianten dieses Liedes sind sehr verbreitet im Bergischen.

Soldat kam aus dem Kriege.[1])

J. v. d. Höhe, Briefe ꝛc., S. 55 f.

1. |: Soldat kam aus dem Kriege, hurrah! :|
Bei einer Frau Wirtin da kehrte er ein;
Frau Wirtin hat sie gut Bier und Wein? hurrah!
2. |: Ein gutes Bier das haben wir, hurrah. :|
|: Soldat, habt ihr auch Geld dafür? hurrah? :|
3. |: Ein bares Geldchen hab' ich nicht, hurrah; :|
Einen groben Mantel hab' ich an,
Damit ich meine Schulden bezahlen kann, hurrah!

1) Simrock, Volkslieder, S. 475. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde XII, 215 f.

4. |: Den groben Mantel will ich nicht, hurrah! :|
Sie fingen zu essen und zu trinken an,
Frau Wirtin die fing zu weinen an, hurrah!
5. |: Frau Wirtin, warum weint ihr? hurrah! :|
Ihr weint gewiß wohl um das Bier,
Ihr meint, ihr bekämt kein Geld dafür, hurrah!
6. |: Wohl um das Bier ja wein' ich nicht, hurrah! :|
Ich hatt' einen Mann, der mich verließ,
Ich glaub', ihr seid es ganz gewiß, hurrah!
7. |: Wo kommen denn all' die Kinder her? hurrah; :|
Zwei Kinder hinterließ ich dir,
Jetzt seh' ich schon, du hast' 'er vier, hurrah!
8. |: Ein falscher Brief hat mich verführt, hurrah! :|
Sie zeigten mir dein Begräbnis an,
Drum hab' ich genommen ein'n andern Mann,
9. |: Dann wollen wir die Kinder teilen, hurrah! :|
Den ält'sten Sohn nehm' ich zu mir,
Die andern drei behälst du hier, hurrah!
10. Dann will ich wandern bis das Herz mir bricht,
Leb' auf ewig wohl und vergiß mein nicht!

Einst ging ich im grünen Haine.
(Handschriftlich).

1. Einst ging ich im grünen Haine.
Des Nachts bei hellem Mondenscheine
Sah ich von fern ein Mädchen stehn;
Die war so schön wie eine Rebe;
Sie war bei Gott so war ich lebe,
Die Schönste, die ich je gesehen.
2. Als sie mich sah, da wollt' sie fliehen;
Doch fruchtlos war ja ihr Bemühen.
Ich faßte sie beim Arm und sprach:
„Mein Mädchen, willst du mich verlassen?

Willst du mich lieben oder hassen?"
Ihre Antwort war ein leises: „Nein."
3. Wir setzten uns ins Grüne nieder.
Ich küßte sie und sie mich wieder;
Wir kannten uns vor Liebe kaum.
Und so verschwand sie unter Küssen.
Wollt ihr es denn noch weiter wissen:
Als ich erwacht — es war ein Traum.

Es hat sich die Schöpfrin der Liebe.

1. Es hat sich die Schöpfrin der Liebe
Zur Lust uns Mädchen aufgestellt.
Es wachsen in uns die edelsten, sanftesten Triebe —
Ein jeder wählt, was ihm gefällt,
Bald schwarz, bald weiß, bald blond von Haaren,
Bald jung, bald schön, bald schlank von Jahren —
Die Farbe trägt dazu nichts bei,
|: Dies ist beim Lieben einerlei. :|
2. Am Montag spiel' ich mit Blondinen;
Die Schwarze wär' am Dienstag mein;
Lisettchen mit den holden Mienen
Mußte bei mir am Mittwoch sein.
Am Donnerstag spielt' ich um die Wette
Bald mit Blondine, bald mit Brünette;
Und am Freitag müssen sie bereit sein zu küssen.
Kommt dann der Sonntag auch heran,
Dann fängt die Reih' von vorne an.
Die Tage der Woche?

XIV.

Bergische Tanzreime.

Wer in unsern Museen die alten Krüge von Raeren mit den Bauerntänzen oder die Bilder alter

Holländer (der jüngere Teniers, Ostade 2c.) sieht, welche tanzende Bauern darstellen, der wird ohne weiteres zugeben müssen, daß grade der Tanz den Humor entfesseln muß. Dieser äußerte sich vordem ganz besonders in dem immer mit dem Tanz verbundenen Gesang, in den Tanzreimen, wie wir sie der Kürze wegen nennen wollen. Zutreffend ist diese Bezeichnung nicht, da z. B. im Norden mit Vorliebe Balladen zum Tanz gesungen wurden. Die Maireigen in der Umgegend von Köln wiesen noch vor kurzem balladenartige Gesänge auf. Seit fast 2½ Jahrhunderten sind die Tanzlieder immer mehr in Abnahme geraten. Die musikalische Begleitung verdrängte sie. Was wir heute noch an Liedern mit dem Tanz in Verbindung bringen dürfen, sind drollige Scherzlieder, die darum hier aufgeführt werden müssen. Das Tanzlied hat sich teilweise im Reigenlied fortgesetzt, vor allen Dingen aber in Süddeutschland im Schnaderhüpfl und Jauchzer oder Jodler.

Eine scharfe Scheidung zwischen Tanzreimen und Reigenliedern ist unmöglich. Wir folgen in unserer Auswahl (denn nur eine solche können wir bringen) dem heute üblichen Brauch. Die Vierzeiler Sachsens (Sächsische Volkskunde S. 267) und anderer Länder, die Schnaderhüpfl der Alpengegenden 2c. klingen auch vielfach in den bergischen Tanzreimen durch, ohne daß hierorts bestimmte Namen bekannt wären.

Die kirchlichen Kreise unseres Landes waren dem Tanze zu allen Zeiten abhold. Bezeichnend hierfür ist es, daß man in Dürscheid annahm, (vielleicht noch annimmt), daß beim Tanzen jedesmal der Teufel zugegen sei; aber man sehe ihn

nicht. Wolle man seiner ansichtig werden, so müsse man ein Stück von einem alten Sarge nehmen, ein Loch hineinbohren und durch dieses schauen. Dann könne man den Teufel erblicken.

In den Tanzreimen offenbart sich der ungezügelte Humor des Volkes. Aller weiteren Ausführungen überheben uns die Tanzreime selbst.

1. Entken, min Männken, geh met mi en't Gras,
Do piepen de Vögel, do kloppet de Has;
Do bröllet de Osse, do schollet de Koh,
Schlet Entken, min Männken, de Trommel doto.
Barmen.

2. Juchhei, Drâme Gretschen,
Juchhei, Jan!
Magstu keine Buttermilch,
Wat magstu dann?
Dreimal Buttermilch und zweimal Wurst,
Und wer noch Bier im Keller hat,
Der leid't noch keinen Durst.
Bier im Keller,
Speck auf dem Teller,
Käs' und Brot im Sack,
Und wer das Mädel hoben will,
Der bind' die Strümpfe schnack. Elberfeld.

Nach der Melodie: Wir winden dir den Jungfernkranz.

3. Lavendel, Myrth und Thymian,
Das wächst in unserm Garten.
Wie lange bleibt der Freiersmann?
Ich kann nicht lang' mehr warten.
Wipperfürth.

4. Am Kirchhof steht ein Fliederstrauch —
Der Dorfschulmeister orgelt auch —

Pflücket die Rosen
Eh sie verblühn. Elberfeld.

5. Ich und mein altes Weib
Können schön tanzen,
Sie mit dem Dudelsack,
Ich mit dem Ranzen. An versch. Orten.

6. Et geït nicks üwer die Gemütlichkeit,
Oha, oha, oha!
Wenn de Vatter met der Mutter en der Heia leït,
Oha, oha, oha! Elberfeld.

7. Danz, Mädelschen, danz;
De Schöikes sind noch ganz.
Lot't deck nitt geröen,
De Schuster mackt noch nöen. Elberfeld.

Dieser Reim ist mit geringen Abweichungen sehr verbreitet in Deutschland.

8. So gêt et en der Welt;
Wenn me Ärpel schellt,
Dann schnitt me seck en den Dûmen;
Dann kritt me leck're Prûmen.

Oder: Dann kritt me get op de Knûwen.

Oder: Dann kömmt de Muader met dem Bessenstell
On häut em op de Knûwen. Elberfeld.

9. Wir winden dir den Jungfernkranz 2c.

10. O, du lieber Augustin,
Alles ist hin.
Geld ist weg, Geld ist weg,
August der liegt im Dreck.
O, du lieber Augustin,
Alles ist hin.

11. Hopp, Marjännschen,
Koffekännschen,
Lôt de Pöppkes danzen.

Nen guəden Mann,
Nen ät'gen Mann,
Nen Mann van Komplesanzen.
An versch. Orten.

Firmenich, Germaniens Völkerstimmen I, S. 457.

12. Weißt du nicht, wo Krombach[1]) liegt?
Krombach liegt im Sümpfchen.
Alle Mädchen kriegen n'en Mann,
Und ich, ich krieg en Stümpchen (kl. Kind).
Wipperfürth.

13. Der Hückskesdanz. Mädchen und Burschen saßen in hockender Stellung einander gegenüber. Dabei wurden tanzartige Sprünge ausgeführt, wobei der Bursche sang:

Hupp, komm hî, Kalina. Dönberg.

14. Ein Tanz in Dönberg führte den sonderbaren Namen:

Aule — Wille — Wê.

Dabei sang man:
Kipendrêger, hedô!
Dinne Kipe stêt dô!
Alle Eier sind verkofft
On dat Geild eſſ ganz versôpen.
Heideldildi, Heideldomdo.

15. Jud kaput, Jud kaput,
Eſſ alt wiar en Jud kaput:
Jud kaput, Jud kaput. An versch. Orten.

16. Aus Remscheid erhielt ich folgenden Rest eines Tanzreimes, der bei dem etwas geheimnisvollen Siebensprung gesungen wurde:

---

[1]) Bei Olpe in Westfalen; auch andere Orte werden genannt.

Uhs Pitter on uß Oberam,
Die kuanen schön danzen;
Huge Sprönk, die meiten se nitt,
So langsam öwer de Bön.

Aus Elberfeld liegt folgender Reim zum Siebensprung vor:

Könnt ihr nicht die Siebensprüng',
Könnt ihr sie nicht tanzen?
Da ist mancher Edelmann,
Der die sieben Sprüng' nicht kann:
Ich kann se, ich kann se.

Welch mutwilliger Humor oft beim Tanzen sich zeigte, mag zum Schluß dieses Kapitels eine kurze Mitteilung über den „Bretzeltanz" in Wipperfürth beweisen.

Noch bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts war dieser Tanz gebräuchlich. Nach dem Nachmittagskaffee zogen die Schützenbrüder, mit langen Pritschen (wie beim Karneval) ausgerüstet, in langem Zuge, zwei und zwei, durch den Ort, eine Musikkapelle voran. Zwischen je zwei Schützenbrüder gingen paarweise die Frauen, ein zusammengedrehtes, weißes Taschentuch zwischen sich haltend. So bewegte sich der Zug vor das Haus eines jeden Schützenbruders; dann ging's ins Haus hinein. Jeder Schützenbruder hatte dann Bretzeln bereit stehen, welche die Frauen an ihre Tücher schnürten. Fand man die Bretzeln nicht sofort, so schwangen die Schützenbrüder ihre Pritschen über dem Rücken des Hausherrn. Nach kurzem Verweilen ging's zur hintern Tür oder auch durch ein rückwärtiges Fenster hinaus. Dabei ergaben sich oft die drolligsten Situationen. Den Beschluß machte ein gemein-

schaftliches Kaffeetrinken mit Musikbegleitung, wobei die eingesammelten Bretzeln verzehrt wurden. Volkstümliche Gesänge und Reigen (z. B. Adam hatte sieben Söhne; Echternacher rc.) hielten die Teilnehmer lange noch bei fröhlicher Laune.

XV.

Vogelsprache, Tierstimmen.

O du Kindermund, o du Kindermund,
Unbewußter Weisheit froh,
Vogelsprachekund, vogelsprachekund
Wie Salomo. (Rückert).

Der Gedanke, dem Gesang oder Gezwitscher der Vögel die menschliche Sprache unterzulegen, ihre Töne in unserer Sprache zu deuten, ist allgemein und scheint keinem Zeitalter fremd gewesen zu sein. Als Voraussetzung galt bei diesen Versuchen die Gewißheit, daß die Vögel ihre eigene Sprache besäßen. Aber nur wenigen war es vergönnt, diese zu verstehen und in menschliche Rede umzusetzen (z. B. Prinz Minnewin bei Wolfgang Müller von Königswinter; Simplizissimus rc.). In Grimms Kindermärchen erwirbt jemand durch den Genuß einer weißen Schlange die Kenntnis der Vogelsprache. Es war nun eine naheliegende Folgerung, in seiner Sprache wolle der Vogel dem kundigen Menschen eine Mitteilung machen, nicht zuletzt, um ihm sein künftiges Schicksal anzudeuten. Allgemein bekannt ist dies z. B. vom Ruf des Kuckucks. Damit mußte aber weiterhin der Glaube verbunden sein, die Tiere besäßen eine Seele, welcher Glaube zuerst durch den Gesang der Vögel erzeugt worden sein dürfte. Dazu kommt, daß die Tiere gegenseitig auf ihre Stimme zu achten scheinen (man vergl.

W. Hamm, Die Vogelsprache, Gartenlaube 1866, S. 705). Das Bestreben, dem Gesang der Vögel und der Stimme mancher Tiere Worte unterzulegen, welche die oft sehr ähnlich klingenden Gesänge und Stimmen leichter unterscheidbar machen sollen, wird heute noch z. B. von den Soldaten und der Feuerwehr geübt, um die Signale besser zu behalten. Dieses Bestreben rief unter anderm in der deutschen Dichtkunst die sogenannten Leisen hervor.

Allerdings kann nur ein ziemlich oberflächlicher Beobachter die Stimme der Tiere, insbesondere den Gesang der Vögel, für einförmig halten; vielmehr ist derselbe ungemein abwechslungsreich. Was in der menschlichen Lautsprache mit Dialekt, individueller Eigentümlichkeit und andern Ausdrücken bezeichnet wird, kann in der Tiersprache, vor allen Dingen im Gesang der heimischen Singvögel, nachgewiesen werden. Grade dieser Umstand mußte die Deutung der Vogel- und Tierstimmen in unserer menschlichen Sprech- und Empfindungsweise begünstigen.

Doch stehen grade dem Vogel außer dem Gesang noch vielfach andere Laute zur Verfügung, um seinen Stimmungen und Wünschen Ausdruck zu geben, z. B. lockt, jubelt, zetert er 2c. Die übrige Tierwelt ist nach dieser Seite stiefmütterlicher bedacht.

Aus dem Gesagten heraus ist es leicht begreiflich, daß sich die Sage von der Vogelsprache und solchen Menschen, welchen die Deutung derselben möglich ist, aus dem grauen Altertum bis auf unsere Zeit und auch in unserm bergischen Volksstamm erhalten hat. Von den indischen Mythen, von Nal und Damajanti, von den phantastischen Märchen der 1001 Nacht, von den tiefsinnigen

Märchen unseres deutschen Volkes ist das hinlänglich bekannt.

Das bergische Volk steht in diesem universellen Glauben nicht hintenan; sein tiefer, feinfühliger Natursinn, welcher selbst dem Schall des Wassers, dem Klingen der Säge und fast allen Geräuschen Leben einzuflößen wußte, erfüllte die Natur auch auf diesem Gebiete mit reichem, beachtenswerten Leben, dem ein erfrischender Humor keineswegs mangelt, wie die nachfolgenden Proben beweisen. Manches ist allerdings so derb, daß es hier nicht aufgeführt werden kann.

— — — — — — — — — — —

Die Drossel singt:

Maria drück, Maria drück;
Leih' mir deine Flöte,
Geschwind, geschwind, geschwind.
(Olpe bei Kürten.)

Die Singdrossel:

Kredit oder David
oder
die „Wasserrolle" oder die „Kuckucksrolle".

Die Singdrossel heißt auch Spottvogel, weil sie die Singweisen verschiedener Vögel nachahmt. Doch darf sie einen Ton nicht zu oft wiederholen.
Elberfeld.

Die Amsel:

Im Frühjahr singt sie:

Pitter im Bureau.
(Herkenrath bei Bensberg.)

Zu andern Zeiten singt sie:

Marie, Marie,
Leih' mir deine Flöte.
Morgen will ich sie dir wiedergeben.
— — — — — — — —
Du lügst, du lügst, du lügst
Meiner Seel.

(Herkenrath bei Bensberg.)

Die Wachtel:

1. Speck —
Wieder weg! (Deilbach, Dönberg.)
2. Böck de Röck,
Böck de Röck!

(d. h.: Bücke den Rücken im Danke gegen Gott.)
(An der untern Wupper. Wildberg.)

3. Böck de Röck.

So vielmal die Wachtel diesen Ruf erschallen läßt, so viel Taler kostet das Malter Roggen im nächsten Jahr. (Cürten. Bechem.)

4. Wenn die Wachtel etwa fünfmal nacheinander ruft, so kostet das Brot in dem betreffenden Jahr 5 × 10 Pfg. = 50 Pfg. (Delling.)
5. Quattle Fett. (Homberg bei Ratingen; dort heißt die Wachtel Quattle.)
6. Speck wie Dreck;
Speck wie Dreck.

(Mettmann. Ratingen.)

Die Nachtigall:

Schön, schön, schön
Sind die Frauenzimmer.

Der Zeisig entgegnet aber:

Wenn du es wüßtest, wie ich es weiß,
Würdest du sie gar nicht loben.
(Herkenrath bei Bensberg.)

Weil die Nachtigall in der heimischen Sängerwelt unübertroffen ist, steht ihr das „Flötensolo" zu.
(Elberfeld.)

Die Meise:

1. Spinn dicke,
Spinn dicke! (Deilbach, Dönberg.)
2. Schmied' den Pflug! (Windhagen.)
3. E Kick! (Ein Korn).
E Kick! (Cürten, Bechem.)

Der Hänfling:

Spinn dicke, Spinn dicke,
Alle Dage 3 Stücke,
Spinn fîn, spinn fîn, spinn fîn.
(Deilbach.)

Die Blaumeise:

Stenk-Pitter!
Stenk-Pitter!
(Homberg bei Ratingen. Elberfeld.)

Die Kohlmeise:

De Zitt (= Zeit) ess do,
De Zitt ess do,
De Zitt ess do:
Hanffôt! (Delling).

Der Buchfink:

1. Zwitschridewitsch;
Min Muəder ess vier on twentig Jôr alt.
(Delling.)

2. Sind zu Cöllen de Kirschen bald rîf?
(Delling.)
3. Mädchen, Mädchen!
Willst du mit nach dem Wirtshaus gehn?
(Ägidienberg.)
4. Reiteroffizier! (Homberg bei Ratingen.)
5. Zipp, Zipp, Zier,
Reizepazier!
Et siewente Jôr (oder et vierontwentigste (Jôr). Nach der Schlußzeile richtet sich die Güte des Sängers.) (Elberfeld.)
6. Sech, sech, sech! Hest'e minne Greite nit gesehn?
Suh, suh, suh! do sitt sie im Wichtelnbusch!
(Deilbach.)

Der Beutelvogel (beste Buchfinkenart):

1. Wirtsgebühr. (Elberfeld.)
2. Zipp, Zipp, Klingelingeling!
Klingelingeling!
Klingelingeling!
Klingelingeling!

Dann folgt ein viermaliges Absetzen!
Veut, veut, veut, veut;
Twentigstes Jôr.

Der „feine Ton" singt das 24. Jahr, der „grobe Ton" das 20. Den „feinen Ton" gibts nicht mehr.

Der Hanffink:

Gut, Heinrich;
Kompiersche,
Söv vie en et Wiatshûs gonn?
(Herkenrath bei Bensberg.)

Die Lerche:

1. Vader on Muəder sind em Himmel;
   Ech well och dren —,
   Ech well och dren! (Solingen.)
2. Herrgöttchen, Herrgöttchen!
   Göff mir noch ehn Kööhnchen!

Die letzte Zeile wird mehr oder weniger oft wiederholt. (Untere Wupper.)

Die Goldamsel (auch Gelbgans, Gelgus):

1. Hast du mein Weibchen nicht gesehen? (Elberfeld.)
2. Wippop—Gialholt. (Elberfeld.)
3. Pitter! hôl Küal!

Dann gibt es Regen; darum diese Mahnung. (Elberfeld.)

4. Geb, geb, geb mir min Pif (Pfeife). (Aegidienberg.)

Der Goldammer:

Wat sie eck so fîn?
Sühste nit de dicke, fette Schlieck? (Elberfeld.)

Der Zeisig (vergleiche auch oben) schleift ab wie ein Strumpfwirker:

Tittli—Tittli—witt usw. (Elberfeld.)

Der Specht fragt:

Darf ich?
Darf ich?

wenn er Fichtensamen fressen will; aber er wartet die Antwort nicht ab. Das Schreien des Spechtes deutet auch Regen an. (Ort unbekannt.)

Das Käuzchen:

Komm mit! (Allgemein.)

Das Huhn:

1. Wenn das Huhn nach dem Legen eines Eies gackert, sagt es:

Ist verdient worden!

(Elberfeld.)

2. Putz, putz, putz mir den A— — —

(Ägidienberg.)

Der Hahn sagt:

Christus ist geboren!

Die Kuh fragt:

Wo?

Die Ziege sagt:

Zu Bethlehem.

Der Esel sagt:

J——a,

als wenn er es schon längst gewußt hätte.

(Olpe bei Cürten.)

Ein großer Hofhund ruft dem Wandrer zu:

De Hoff eß gruad, gruad, gruad!
De Hoff eß gruad, gruad, gruad!

(Dönberg.)

XVI.

Charakterisierung der Menschen durch Tiernamen.

Aus Solingen und Umgegend.

Den Bilderreichtum seiner Sprache sucht auch das Volk mit allen Mitteln zu mehren. Da der Kreis seines Wissens zu dem der Hochgebildeten beschränkt ist, so ist es auch naturgemäß sein Schatz an Wortbildern. Vor allen Dingen muß das Tierreich herhalten, um seine Mitmenschen zu charakterisieren, da es dem Volke durchweg an der Fähigkeit und Willigkeit mangelt, Eigenschaften

als solche zu fassen und zu benennen, also mit andern Worten zur reinen Abstraktion zu gelangen. Es ist dem Volke leichter und angenehmer, die Eigentümlichkeiten anderer, namentlich wenn sie scharf hervortreten, mit denen der Tiere zu vergleichen, weil sie sich hier gewöhnlich noch schärfer markieren. Die Pflanzenwelt und die Welt der leblosen Dinge zieht das Volk bei diesen Vergleichen wohl auch heran, aber bei weitem nicht in dem Maße, wie das Tierreich. Das wird die nachfolgende kleine Blütenlese erweisen, welche andrerseits den Humor voll zur Geltung bringt, welcher diesem Bestreben zugrunde liegt, meist derber Art und mindestens in starken Uebertreibungen.

Weiterer allgemeiner Ausführungen überheben uns die Namen selbst.

— — — — — — — — — — —

Fassen wir zunächst das Äußere des Menschen ins Auge. Wer dürr und mager von Körper ist, heißt Bökking oder auch Spenten, Spinn, Wenkhonk. Die Langbeinigkeit findet ihr Abbild im Stork. Der Rothaarige wird Fuß oder Voß genannt. Der Grauhaarige heißt Schemmel. Schlanker Wuchs eignet dagegen dem Hérsch. Krummbeinig ist der kraum Dahs. Mit einer Mähr pflegt man eine unschöne Weiblichkeit zu bezeichnen. Wer fett und wohlgenährt ist, gleicht dem Mastferken; ist aber ein Kind in dieser Lage, so heißt es Moll, Möllschen. Liebliche Schwammigkeit zieht die Benennung Sugpatsch nach sich. Ein nacktes, namentlich kraushaariges Kind wird als Puddel bezeichnet. Wer sich schwerfällig fortbewegt, wird Watschelente getauft, zuweilen aber auch Zobbeldier.

Wer diebisches Wesen zeigt, wird mit der Äster verglichen. Wer schlau zu betrügen versteht, wird Kuckuk genannt. Wer in Nachahmung gefällt, erhält den Namen Ape. Wer zu bemitleiden ist, hat das arme Dier. „Aul Koh“ ruft man dem zu, der sich durch Gleichgültigkeit auszeichnet. Brummigkeit mit Stärke gepaart kann der Bär für sich in Anspruch nehmen. Jugendliche Ausgelassenheit kommt dem Kalv zu, während der Schneider (auch wohl ein Lüstling) dem Bock verglichen wird, der auch in unzähligen, meist von Humor durchtränkten Volksliedern der engern, weitern und weitesten Heimat diesen Handwerker begleitet. Wer sich durch plumpe Grobheit hervortut, ist ein Bölles, ein Bullenbiter dagegen, wer sich zudem in seiner Grobheit für unnahbar hält. Schläfrigkeit ist ein hervorstechendes Merkmal vom Dahs, unbeholfene Dummheit vom Esel, der nicht selten gar zum dommen Esel wird. Wer hingegen flink und munter ist, wird Eichhörnchen genannt, oder, wenn es noch ein Kind ist, Finke. Lieblich und fast rührend ist es, wenn ein geliebtes, zartes Wesen mit Duf und Düfken angeredet wird. In scharfen Gegensatz dazu treten die vielsagenden Namen Ferken, Sau, Sauhammel, Sauferken, Sauhonk, Hammel, welche Reihe sich noch bedeutend vermehren ließ. Die Unfreundlichkeit wird als Fex charakterisiert, dumme Schönheit als Fut, und Faulheit natürlich als Fulldier. Für die Dummheit leiht die Gans ihren Namen, für Tölpelhaftigkeit der Gokkel und das Hornvieh, und für geckenhaftes Alter der gris Esel. Herrschsucht beobachtet man namentlich und täglich am Hahn, Furchtsamkeit an der Hippe. Munterer

wie der Höppling ist auch der Ausgelassenste selten. Wilde Mädchen tauft man Hummel, beim Übergang zur Jungfrau hingegen Backfisch. Falsche Mädchen und Frauen müssen es sich gefallen lassen, Katzen genannt zu werden, dürfen sich aber des Trostes erfreuen, daß man neuerdings dieses Haustier von dieser Untugend frei zu sprechen bemüht ist. Kindische Dummheit, namentlich beim weiblichen Geschlecht, trägt den Namen Küken, laute Munterkeit dagegen Kükkeriküḣhahn oder, wenn sie sich im Umherschwirren dokumentiert, Maikäfer. Anders wieder gibt sich die Fähigkeit, welche die Lachduv auszeichnet oder die muntere Kindlichkeit der Mösche. Wer unfreundlich und abstoßend ist, gleicht dem Mops. Wer sein abstoßendes Wesen bis zum Starrsinn treibt, ist ein Mullesel. Aber welcher Gegensatz zwischen diesem und dem Liebling, der Mus, Mösken, Misken heißt. Auch die nichtheimische Tierwelt beteiligt sich an der großen Parade, wenn die Drolligkeit am Kakadu, ungetümes Wesen am Krokodill, dumme Schwätzerei am Papagei, Dummheit am Rhinozeros, dummes Ungeschick am Kamiel beobachtet wird. Wer vorlaut ist, muß sich die Bezeichnung Krähhahn gefallen lassen. Die treue Kindermutter wird passend mit einer Klukke verglichen. Wer sich anzuschmiegen versteht, gleicht der Miß. Geschmeidig ist der Aal, grob der Ohße, eigensinnig das Perd, ekelhaft und abscheuerregend die Pödd. Der dumme Stolz geberdet sich wie ein Puhhahn. Für Sanftmut ist das Reh maßgebend. Wer schon im Aeußern eine auffällige Spitzigkeit zur Schau trägt, findet sein Ebenbild in der Schermaus. Die Falschheit hat zu allen Zeiten mit der

Schlange alles gemein, während gutmütige Dummheit beim Schoap in die Erscheinung tritt. Die Hastigkeit findet ihren angemessenen Ausdruck in der Schotäilster, der dumme Vorwitz in der Schrute, sich blähender Stolz im Schwan. Wer zur Schlafsucht neigt, wird dem Sévenschlöper beigesellt, Rücksichtslosigkeit aber vom Stockfésch entlehnt. Hastigkeit und Schnelligkeit beobachtet man am Stutvogel. Der Lichtscheue zieht sich wie die Uell zurück. Wer einen wandelbaren Charakter hat, gerät in die Gesellschaft des Viehmoll, und bunte Kleidung hat man der Viehvaulster abgesehen. Wer sich durch Dummheit vor seinen Mitmenschen auszeichnet, scheidet aus ihren Reihen aus und sinkt zum Vieh herab. Hilflosigkeit versetzt aber noch eine Stufe tiefer, zum Worm.

— — — — — — — — — — —

Diese kleine Auswahl mag genügen. Manches mußte wegen zu grober Derbheit ausgeschieden werden. Eine erschöpfende Aufzählung geben wir nicht, denn auch in dieser Beziehung gleicht die Volkssprache einem Brunnen, aus dem ständig Wasser quillt. Erinnert sei nur noch an die zahllosen Kinderreime, Spottverse 2c. 2c., welche hier angezogen werden könnten.

XVII.

Verspottung der Schneider.

1. Schnîder-Wippop, Schnîder-Wippop,
Wo heß du die Schiar?
An der Winkmoel, an der Winkmoel!
Dann hôl se deck wiar. Elberfeld.

2. Schnîder wipp, Schnîder wapp!
Mak mir en Kapp
Van Weitenmehl;
De Frau es schêl;
De Mann es blenk;
Dat Ferken stenkt;
De Mâd de dräht dat häulten Kenk
Wall en den Bösch;
Do höppt de Mösch;
Do jä't der Wenk;
Do sät dat Kenk:
O Möder, lof mir héim gonn!
Wall op de gläsern Trappen,
Wo se de Stüdscher bakken. Ohligs.

3. Schäle Wipp, schäle Wapp,
Mach mir ein Kapp
Von Weizenmähl;
Die Frau eß schäl,
D'e Mann eß blenk,
Die Mähd die stenk,
Die Mähd die dräht dat hölze Kenk
Bes op die düstere Kämmerkes,
Do schlage se sech met Hämmerkes,
Do fällt eens die Trapp heraf,
O wieh! minne Köbes. Düsseldorf.

Firmenich, Germaniens Völkerstimmen I, 432.

4. Dat Hippken leep den Berg herop,
Dat wibbelte met dem Statschen;
Do sprong den dommen Schnieder drop,
De meint, dat wöör en Patschen. Kettwig.

Firmenich, Germaniens Völkerstimmen I, 414.

5. De Schnîder met der Êlen
Woal seck en Läppken stêlen:

Hî en Läppken, do en Läppken,
Dat göft en Kengerkäppken. Elberfeld.

6. Schnîder-Wippop,
Lôp de Trapp herop;
Lôp nitt te wît,
Söß fällst du en een Dîk. Elberfeld.

7. Schnîder-Wippop,
Lop de Trapp herap,
Blôs de Lampe ût,
Treck et Hömden ut:
Kawuptig en et Bett. Elberfeld.

8. Morgens en Müffken,
Meddags en Schnüffken,
Des Owens en Schöpp met dem Schôken en den Âsch. (Genannt „Schneiderkost".)
Elberfeld.

9. Und wenn der Schneider reiten will
Und hat kein Geld,
Dann nimmt er seinen Ziegenbock
Und reitet durch die Welt.
Und wenn der Schneider reiten will
Und hat keinen Gaul,
Dann nimmt er seinen Ziegenbock
Und steckt den Schwanz ins Maul.
Elberfeld.

10. Schneider, Schneider, hopp, hopp, hopp,
Mach mir einen neuen Rock.
Wenn ich zähle: eins, zwei, drei
Muß das Röckchen fertig sein. Elberfeld.

11. De Schnîder köft seck ne Mûs,
De Schnîder köft seck ne Mi—Ma—Mîse—Mûs,
De Schnîder köft seck ne Mûs.

Wat döt he met der Müs? ꝛc.

He träkt er aff dat Fell. ꝛc.

Wat döt he met dem Fell? ꝛc.

Do mackt he seck en Täsch. ꝛc.

Wat döt he met der Täsch? ꝛc.

Do döt he dren sin Geild? ꝛc.

Wat döt he met dem Geild? ꝛc.

Do köft he seck nen Bock. ꝛc.

Wat döt he met dem Bock? ꝛc.

Do ritt he op dem Bock. ꝛc.

---

12. Mit echtem Humor bedachte sich der Schneider in Wipperfürth vordem selbst. Die Sache verhielt sich folgendermaßen:

Am Tage vor Bartholomäus zogen früher die Schneider in Wipperfürth um. Vorauf zog man einen mit Stroh umwickelten Kirmeßbock, auf welchem ein Schneider saß. Dabei lärmte und schrie alles aus Leibeskräften: Mäck, mäck ꝛc. Vor der Behausung eines jeden Schneiders wurde Halt gemacht und man sang folgendes Lied (wozu man O. Schade Handwerkslieder, S. 265 vergleichen möge):

1. Die Geis, die hat sich so 'nen dicken Kopp;
Der Schneider sagt: „Es ist mein Suppentopp,

Der Geis ihr Kopp."
|: O du, mein lausiges Schneiderlein,
Möcht' ich doch niemals ein Schneider mehr sein. :|

2. Die Geis, die hat sich so trübbelige Füß,
Das ist dem Schneider sein Suppengemüs',
Der Geis ihre Füß'.
|: O du, rc.

3. Die Geis, die hat sich so ein spitzes Pfötchen;
Der Schneider sprach: „Es ist mein Fingerhütchen,
Der Geis ihr Pfötchen."
|: O du, rc.

4. Die Geis, die hat sich so 'nen stracken Sterz;
Der Schneider sprach: „Es ist meine Hochzeitskerz,
Der Geis ihr Sterz."
|: O du, rc.

5. Die Geis hat sich so 'nen dicken Rump;
Der Schneider sprach: „Das ist mein Suppenkump,
Der Geis ihr Rump."
|: O du, rc.

Der Chor brüllte den Refrain jedesmal mit und schloß mit einem wiehernden: Mäh, mäh, mäh!

XVIII.

Allerlei Inschriften.

Inschriften finden sich vorzugsweise am Hause, aber auch auf allerlei Gerät, auf Bechern, Schüsseln, Gläsern, Uhren, Tabakskasten rc. Die Inschriften am Hause dürften fast ausnahmslos durch den Bauherrn bestimmt worden sein; sie tragen mithin

ganz und gar individuelles Gepräge. Auf den ersten Blick scheint dies bei den Inschriften auf den verschiedenartigen Geräten nicht der Fall zu sein, und doch dürfen wir auch hier zu einem guten Teil ein solches annehmen. So besitzt eine Barmer Familie eine größere Anzahl von Messern und Gabeln, zu welchen Gerhard Tersteegen, der einst viel in diesem Hause verkehrte, die Inschriften lieferte; dieselben sind also zweifelsohne noch ganz individuell. Ähnliches läßt sich bei vielen dieser Gegenstände nachweisen, denn auch solche Gebrauchs- und alltäglichen Gegenstände wurden vordem vielfach nach Bestellung angefertigt; die Fabrikwaren von heute waren früher fast ganz ausgeschlossen. Jeder Gegenstand offenbarte weit mehr wie heute das Wesen und Sein des Besitzers. Diesen Gesichtspunkt dürfen wir bei folgenden Ausführungen keineswegs aus dem Auge verlieren, namentlich, weil wir den Humor auch hier kennen lernen wollen.

Bei den Hausinschriften mangelt vielfach der Humor. Die Wichtigkeit des Unternehmens, das Monumentale, die lange Dauer, welche man unwillkürlich dem Hause wünschte, alle diese Ursachen ließen hier grade fast ausschließlich den Ernst voll ausklingen. Humoristische Hausinschriften sind darum äußerst selten im Bergischen. An erster Stelle muß hier eine Inschrift von einem Hause in Nierenhof (1722) angeführt werden, welche lautet:

Wenn ein Jüngling, fromm und schlecht,
Zu mir kommt als ein treuer Knecht,
Dem wird eine Jungfrau geben,
Die sein Trost und Freud ist im Leben
Johann Heven.

Der Erbauer unseres Hauses, ohne Zweifel mit Töchtern reich bedacht, hatte zwar viel Selbstgefühl, das aber durch eine gute Dosis von Humor paralysiert wurde, der allerdings mit dem Vaterstolz um die Palme ringt.

Weniger subjektiv, aber von berechtigtem Standesgefühl erfüllt, war ein anderer Bauer in dortiger Gegend, der für seinen Stand mit Nachdruck eine Lanze brach, wenn er über sein Haus schrieb:

Warum verachtest du den Bauer,
Der sein Brot verdient so sauer?
Hätte der Bauer nicht den Weizen gebaut,
So hätte der Brauer auch kein Bier gebraut.

Zugleich macht uns diese Inschrift mit der Tatsache bekannt, daß auch im Bergischen früher Weizenbier gebraut und auch wohl getrunken wurde.

Wenn der Scherz beim Schmerz den wahren Humor erzeugt resp. kennzeichnet, dann darf auch folgende (übrigens in Deutschland ziemlich verbreitete) Hausinschrift, welche mehrfach im Bergischen nachgewiesen werden kann, hier angeführt werden:

Bauen das ist eine Lust!
Doch es kostet Geld.
Das hab ich nicht gewußt!

Was würde der Mann erst heute sagen, wenn er bauen müßte, etwa in einer modernen Großstadt! Gott sei Dank, daß er längst zu seinen Vätern versammelt wurde.

Weit ungeschminkter macht sich der Humor in den Inschriften an den verschiedensten Geräten und Gebrauchsgegenständen geltend, nicht zuletzt

an den hierzulande einst zu den unentbehrlichen Requisiten eines Burschen und Mannes, gleichgültig ob reich oder arm, gehörigen Tabaksdosen. Das lag schon im Charakter dieses vielfach sehr kunstreich geschmückten, aus Messing gepreßten oder gravierten Kastens, der im Wirtshause eine Rolle spielte, an der Stätte also, wo heitere Lust und Frohsinn durchweg die Herrschaft behaupten. Zum humorvollen Wort gesellt sich beim Tabakskasten vielfach noch die humoristische (oft sogar obscöne) Darstellung.

Auf einem solchen Kasten lesen wir:

Liebt der Bauer nur das Feld,
Und der Bergmann die Metalle,
So ist doch nichts in der Welt,
Das mir für der Jagd gefalle.

Und weiter:

Sorgen, Gram und Grillen
Kann Tabak und Jagen stillen.

Gehen wir zum Hausrat über. Vor allen Dingen, aber doch nur vereinzelt, finden sich Inschriften auf den großen Kastenuhren, den sogenannten Bergischen Langgängern mit ihrem dröhnenden Schlagwerk. In Hückeswagen weist eine solche folgende Inschrift auf:

Eck on ming Tring
Trecken an eng Ling.

Das scheint dem aufrichtigen Besitzer nur bei der Uhr gelungen zu sein, während sonst seine biedere Ehehälfte vielleicht andern Sinnes war wie er. Grade bei der Uhr, dem mahnenden Symbol der Ewigkeit, schwand sonst der übermütige Humor und wich dem Ernst.

Anders war es beim Glase, das in fröhlicher Runde kreiste. Ein solches, aus dem Jahre 1715 stammend, zeigt einen Mann und eine Frau, welche sich die Hand reichen. Darunter liest man:

Lieb' mich allein,
Oder laß gar sein!

Das war kurz und bündig.

Auf einer alten Holzschachtel bei Haan findet sich folgende Inschrift:

Mein hoon (Hahn) der ist so und so,
der macht die fremde hüner froh.

Darunter ist eine Frau im Rokokokostüm zu sehen, welche rittlings auf einem Hahn sitzt.

Auf einem andern Glase liest man:

Magen on Hals —
Gott erhalt's!



Druck von Paul Dünnhaupt, Cöthen (Anhalt).

